Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierter Jahrgang. Band 5.

Jahre des Gärens.

Roman in zwei Bänden

von

Ernst Remin.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1887.

Druck der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Der Städter, welcher noch nie ein märkisches Pfarrhaus nebst Insassen, Hof und Garten in der vollen Ruhe des Sommerspätnachmittags gesehen und beobachtet — so etwa wie Asmodäus und Gil Blas unsichtbar durch Stall und Stube, Flur und Scheune streifend — der weiß gar nicht, die wievielte Potenz von Frieden und Behaglichkeit in unserm modernen „Leben unter Hochdruck" noch vorkommt und möglich ist.

Sonnabend darf's freilich nicht sein. Da wird diese Ruhe ängstlich, weil der Herr Pfarrer die morgige Predigt ausarbeitet und memoriert. Und jene Tarnkappenlauscher würde die Empfindung überkommen, als säße jede Fliege bei ihrem Geschäft des Tapetenruinierens so ängstlich still wie eine gescholtene Siebenjährige, die sich mit ihren knallroten Backen in einer stillen Ecke ausschämt, als hätten die Maikäfer männiglich Klaps und Denkzettel bekommen, auf daß sie nicht etwa sumsend gegen der Studierstube Fenster prallen möchten, und die Spatzen im Weinlaub Maulkörbe, um das unnötige Piepen und Schwadronieren zu unterbinden.

Aber an den übrigen Wochentagen! Im Garten geht der nicht feiste und nicht magere Hausherr mit dem glattrasierten Kinn zwischen den dicken, graumelierten Koteletten in Schlafrock und Käppchen wohlgemessenen Schritts auf und ab, und die spärlichen, krausen Wölkchen aus seiner Pfeife fliegen links und rechts in die vornüber geneigten Tellergesichter der Sonnenblumen, daß sie von Rechts wegen den Pfarrer eins nach dem andern anniesen müßten.

Frau Pastorin sitzt nebst Fräulein Töchtern in der Gartenlaube, deren Tisch mit Weißzeug besetzt ist. Alle nähen, nicht

emsig, nicht träg, sondern in ruhsamer Stetigkeit, denn es wird ja alles noch bequem fertig werden — man erwartet nämlich das Achte.

Im Hofe geht die Säge. Das Winterholz wird klein gemacht, und der geduldige Tagelöhner in blauem Aermelhemd zieht schon den ganzen Tag mit der gleichen verdrossenen Unverdrossenheit das knarrende Zahneisen in dem knorrigen, runden Holzbogen hin und her. An der graukalkigen Scheunenwand neben ihm macht der lange Schatten seines Armes seltsam ungeschlacht seine Bewegungen nach. Und der Köter, an der Kette vor seiner Hütte gelagert, beobachtet aus den blinzelnden Augen seines auf den gekreuzten Pfoten liegenden Dickkopfs Mann und Schatten mit so beharrlichem Mißtrauen, als seien beide im verschwiegenen Innern höchst bösartige Verbrecher, welche jeden Moment mit einem neuen Schurkenstreiche den Weltfrieden bedrohen könnten.

Also sah es aus am 22. Juli 1880 nachmittags 6¾ Uhr im Pfarrhofe zu Neuen-Kähnsdorf, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Zauche-Belzig. Und gewiß hätte diese Idylle sich so fortgesponnen bis zu dem Augenblick, wo der Küster brammte, d. h. mit dreimal drei Schlägen die Vesper anzeigte — hätte sich nicht etwas ganz Unerwartetes begeben.

Die tiefe, sonnige Stille, welche über Dorf und Aecker gebreitet lag, wurde plötzlich durch Räderknarren und Wagenrasseln unterbrochen, welche störenden Geräusche auf der gepflasterten Dorfstraße rasch näherkamen, dann aber plötzlich verstummten, da sie auf den weichen Sommerweg neben dem Fahrdamm abgebogen zu sein schienen. Und siehe da — vor der breiten Thoreinfahrt des Pfarrhofes hält ein leichter Stuhlwagen — ein bekanntes Gefährt, welches Gastwirt Tiedemann in der benachbarten Residenz den Fremden zur Verfügung stellt, wenn sie von ihm aus in den Kreis hineinkutschieren wollen.

Selbstverständlich hat der Box an der Kette bereits einen fürchterlichen Lärm angestimmt, und alle vierbeinigen Kollegen und Nachbarn unterstützen ihn aus Leibeskräften. Als nun aber gar ein ihm unbekannter Herr in städtischer Kleidung, der vom Wagen gestiegen ist und mit erstaunlicher Keckheit sich das Hofthor geöffnet hat, mir nichts, dir nichts über den Hof weg an ihm vorüber auf die Gartenpforte lossteuert, da gebärdet sich der Box, als müsse er sich durchaus und auf der Stelle an seiner Kette erwürgen vor ohnmächtiger Wut,

daß er dem unverschämten Eindringling nicht an die modisch-helle Hose kann.

Aber der Herr Pastor ist andrer Meinung. Er tritt mit raschen Schritten an die Pforte, stößt sie auf und bietet mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt dem Fremden die Hand, indem er die Pfeife in der halbweit weggestreckten Linken hält, als wolle er dem Stadtherrn den Duft ihres ohne Verschwendung angekauften, zerglühenden Inhalts bescheidenerweise vorenthalten.

Da auch dies Box' Wut nicht mindert, nimmt der holzsägende Tagelöhner, ein Mann von unfeinen Sitten und schlechtem Charakter, ein Stück vom Kegelberge des zerkleinerten Holzes auf und wirft es mit hämischer Geschicklichkeit dem braven Hüter des Hauses auf die dicke Nase, so daß dessen Wutgebell plötzlich in ein Schmerzensgeheul übergeht, welches dann alsbald in der Hütte leise verwimmert.

Und nachdem der Ruchlose diese ganz widerrechtliche Gewaltthat geübt, nimmt er, als wäre gar nichts vorgefallen, seine Arbeit wieder auf. Den Fremden hat er keines Blickes gewürdigt.

Desto mehr Beachtung hat dieser in der Laube gefunden. Ein großes Knicksen, Sichverbeugen und Händeschütteln hat sich auf dem freien Runde vor dem Laubeneingange abgespielt; dann ist Fritz, der älteste, in unaufhaltsamem Diensteifer davongestürzt, dem Fremden einen Rohrstuhl aus dem Hause zu holen, da er den „Onkel" für viel zu gut hält, als daß dieser sollte auf der Bretterbank der Laube niedersitzen müssen. Aber er bleibt ein wenig lange, und so hat man inzwischen rund um den Tisch, durch dessen Mitte der die Laube überschattende Apfelbaum aufsteigt, Platz genommen.

Ein Wunder wäre es nun, wenn sich die Frau Pastorin nach den ersten Begrüßungsworten nicht geschickt und ohne Aufsehen aus der Laube wegstöhle — nach der Küche, um für den Gast eine Tasse Kaffee bereiten zu lassen, oder vielmehr selbst zu bereiten. Denn Jette, die Magd, ist himmelschreiend unzuverlässig beim Trichtern. Wie oft ist ihr auseinandergesetzt worden, daß das Wasser nur einmal leicht aufkochen darf und daß dann langsam und im Kreise an den Trichterwänden entlang gebrüht werden muß! Aber begreift sie es wohl?

Freilich sitzt der Gast inzwischen in der Laube und führt ein Gespräch, dessen erregter Flug befürchten läßt, er würde

augenblicklich selbst eine auf der Kochkunstausstellung preisgekrönte Tasse Mokka achtlos hinunterschlürfen. Gehört doch der Mann einer Zunft an, welche mehr noch als das übrige Männergeschlecht alle kleinen Hausfrauenwohlthaten stumpf und danklos hinzunehmen und zu schlucken pflegt: der Zunft der Bücherwürmer nämlich. O, er hat es einst fertig gebracht, das schönste, würzigste Kompott aus geschmorten Hasenköpfen mit sichtlichem Behagen, mehrfach zulangend, in sich hinein zu essen und nachher der Frau Pastorin auf deren Kitzelfrage: „wie's geschmeckt?" ein paar Artigkeiten zu sagen über „die vorzüglichen eingemachten Gurken," die er genossen hätte! Freilich werden derlei entmutigende Erfahrungen die Hausfrau nicht abhalten, ihm heute abend sein Leibgericht, Schinken in Eierkuchenteig gebacken, vorzusetzen.

Bernhard von Bötzow ist so zu sagen ihr ältester Sohn. Er war der letzte Zögling ihres Mannes in dessen Hauslehrerjahren, und ein fast brüderliches Verhältnis verbindet noch jetzt den einstigen Schüler und seinen einstigen Erzieher. Er ist längst verwaist, und von Herzen freut sich Frau Trudchen, wenn er im Sommer bei ihnen auf ein paar Wochen absteigt, und sie ihm aus dem Neuen-Kähnsdorfer Pfarrhaus eine Art Surrogat des Elternhauses machen kann. Oft schüttelt der würdige Hausherr das Haupt über die Art, wie der junge Gelehrte „sein Pfund vergräbt," wie er seine Wohnung in der Lennéstraße zu Berlin mit nackten griechischen Marmorgöttern vollstopft, denen er Rosenguirlanden um die glatten, schönen Schultern und Hüften windet, denen er aus antiker Schale Trankopfer in „Asti spumante"*) bringt, schwärmend, Oden des Flaccus deklamierend, an der Blume des Weins, an Schönheit und Wohlklang sich berauschend. Dann sagt Frau Trudchen wohl: „Laß ihn, andre junge Leute von fünfundzwanzig Jahren thun Schlimmeres. Gott sei Dank hat er ein leichtbegeistertes Herz und ist nicht blasiert wie die andern. Es ist eben eine hochsinnig-geniale Art, die Bötzows; sein Vater, sagst du ja, sei ebenso gewesen. Das Leben wird ihn schon zurechthämmern!" Und dann denkt sie an sein frohes Lächeln, wie die Lippe sich ihm dabei von den weißen Zähnen schiebt und diese aus dem dunkeln Barte fein und männlich-schön herausschimmern, und ihr Herz schwimmt in mütterlichem Wohlwollen.

---

*) Est, est.

Während nun aber die Frau Pastorin noch in der Küche herumrumort, kommen auch die beiden Männer schon über den Hof her in eifrigem Gespräch gegen die drei Stufen des Hintereinganges heran, wo die große Linde ihr breites Schattendach vor den vergitterten Küchenfenstern ausbreitet und die Küche selbst im heißesten Sommer kühl hält.

„Was sie wohl haben mögen?“ denkt die Hausfrau. „Ob die neuliche Postsendung, welche mein Mann für ‚Onkel Bernhard‘ zurechtmachte und bei der die wunderliche Form des alten Manuskripts in keinen unsrer Postumschläge hineinpassen wollte, ob die zu so eifrigem Forschen und Fragen Anlaß gibt?“

„Laß keinen Kaffee mehr machen, Trudchen,“ sagt der Hausherr durch den Spalt der Küchenthür, „Bernhard hat schon in der Stadt während des Anspannens getrunken und dankt.“

Dann gehen die Männer über die Flur nach vorn in die Studierstube, und Frau Trudchen begibt sich in den Garten, wo jedes nach der Reihe ihr zu erzählen beflissen ist, daß Onkel Bernhard auf die große Neuigkeit, drüben auf dem Gut sei eine neue Herrschaft, gar nicht gehört und den Papa sofort nach der „keltischen Handschrift“ zu fragen begonnen habe. Dabei haben alle bräunliche Flecke am Munde, rote Backen, leuchtende Augen, und Fritz überreicht artig der Mama den Rest einer großen Tüte Pralines, berichtend, daß er jedem der Kleinen daraus zwei Plätzchen zugeteilt habe. Ganz ohne Zwist ist es aber dabei nicht abgegangen, denn die zweijährige Rose und die vierthalbjährige Toni haben zackige Orden im Gesicht, als hätten sie Schokoladenfinger an bethränten Backenknochen abgewischt.

„Komm her, mein Kind,“ sagt die Mama und nimmt die Schürze — —

„Ich dachte mir bald, daß die Sache dich interessieren würde, Bernhard,“ meint der Pfarrer drinnen in der Studierstube zu dem Gast, dem er eine Cigarre von seiner besten Sorte angeboten, eine veritable Hundertmark-Cigarre, die er für die Gäste hält, während er für sich selbst ein billigeres Kraut bezieht. „Und da ich wußte, daß du allerlei abgelegene Sprachen getrieben hast, nahm ich an, du würdest es im Text lesen können. Es ist keltisch, wie der Rittmeister sagte.“

„Der Rittmeister? Welcher Rittmeister?“

„Drüben der neue Gutsherr auf Alten-Kähnsdorf.“

„So hat der Amtsrat endlich verkauft?“

„Er mußte wohl!“ sagt der Pfarrer.

„Und der neue Gutsherr versteht keltisch?“

„Das nun gerade nicht. Die Handschrift ist ihm von seinem Vater überkommen, und daher weiß er, in welcher Sprache sie abgefaßt.“

„Es ist eine kleine Erzählung aus der bretagnischen Urzeit, knapp, fragmentarisch, aber so großartig, wild und kühn in Sinn, Sprache und Wurf, daß ich mich selten einer so stolzen und vollendeten Poesie gegenüber gesehen habe!“ Der Gast sprach in heller Begeisterung. „Und das ist unter jenem bretonischen Bauernvolke gediehen! Besitzt der Rittmeister noch ähnliche Schätze?“

„O, eine ganze Sammlung! Sein Vater ist viel gereist. Er war, wie es scheint, ein gelehrter Sonderling. So hat er sich auch in jenen Winkel Frankreichs verirrt und hat dort den Bauern und den fahrenden Sängern ihre alten Lieder und Geschichten abgefragt!“

„Und das alles besitzt drüben der Rittmeister?“ rief der Gast, sprang auf und legte seine Cigarre auf die Tischkante. „Wir müssen da drüben Besuch machen, du mußt mich ihm vorstellen, er muß mir Einblick in seine Bücherei gewähren — ich muß diese Schätze genießen!“

Der Pfarrer blickte bedächtig auf die Cigarre, sah, daß das glimmende Kraut alsbald die gelbe Maniladecke ansengen müßte, welche ihm Frau Trudchen erst kürzlich für seinen Sofatisch geschenkt; fürsorglich und häuslichen Zornes eingedenk nahm er darum die Glührolle und legte sie quer über einen der Aschbecher, welche die Hausfrau, eine genaue Kennerin männlicher Untugenden, vorwaltend auf die Mahagoniplatten von Tisch, Klavier und Schreibsekretär verteilt hatte.

„Nun, nun,“ sagte er dann, als er sah, daß Onkel Bernhard seine erzieherische Sorgfalt gar nicht einmal bemerkte, „muß, muß, muß! Und genießen, genießen! Wenn du sagtest: studieren und veröffentlichen möchte ich diese Schätze, so würde sich das schon anders anhören!“

„La, la!“ rief Bernhard lachenden Auges. „Ich muß beschämt gestehen, ich dachte nur an mich. Lesen, genießen, des Inhalts mich freuen; denken, niemand wüßte darum, mir allein blühte dieser Herzensgenuß, die Denkmäler einer

untergegangenen, großartigen Poesie durchzugehen; und mich recht hegen in diesem egoistischen Gedanken. So schlecht bin ich!"

Aber er schien nicht sonderlich beschämt zu sein, denn sein großes unruhiges Auge leuchtete stolz und feurig wie zuvor.

„Und die gelehrte Welt hat kein Anrecht daran?"

„O, die gelehrte Welt!" gab der Jüngere zurück. „Die kennt wohl ohnehin längst diese ‚keltischen Altertümer'. Irgend ein Mann mit trockenem Herzen wird gewiß schon einmal daran vergleichende Sprachstudien gemacht oder ‚Paradigmata' für seine Grammatik darin gesucht haben, bei der nächtlichen Studierlampe, um am nächsten Morgen darüber im Kolleg zu lesen, zwischen ungestrichenen Auditoriumswänden und vor Zuhörern, welche unterdessen Verbindungszeichen und Mädchennamen in die Tische schnitzen; so wie mir einst der griechische Professor mit dem sigmatischen Aorist die Freude am Homer verdarb. Nein, die Gelehrtenrepublik mag für sich selbst sorgen. Aber für das große Publikum von Frauen und Schöngeistern möchte ich schon einmal diese Poesie bearbeiten, besser gesagt, nachdichten. Wenn nämlich der Rest so ist, wie die Probe, welche du mir schicktest. Und wie bist du zu der gekommen?"

„Als ich meinen Antrittsbesuch bei dem neuen Kirchenpatron machte, führte er mich zunächst in seinen Stall. Der Rittmeister hat sicherlich herrliche Pferde mitgebracht — aber mein Verständnis dafür war nicht groß, das merkte er bald. Darauf machte er ein unwirsches Gesicht, faßte sich aber und führte mich in seine Bücherei. Er hat sich nämlich das einfenstrige Zimmer oben neben dem Saal — Amtsrats Fremdenzimmer — als Bibliothek herrichten lassen. Da war ich nun freilich aus dem Regen in die Traufe gekommen — denn verstand ich im Stall nichts von Pferden, hier hätt' ich's lernen können. Pferdezucht und Pferdezucht, Exerzierreglement und Kavallerieinstruktionen, der ‚Vollkommene Thierarzt' und der ‚Hufbeschlag, wie er sein muß,' dann eine lange Reihe sauber eingebundener Jahrgänge von ‚Ueber Land und Meer' und ähnliches; daneben aber eine kleine Abteilung merkwürdiger Bücher und Schriften, die disjecta membra einer gelehrten Bibliothek: Ein Ausonius von 1631 in Schweinsleder, Jung-Stillings Theorie des Geisterreichs, ein paar ehrwürdige Legendenbücher in geschnitzten Holz-

deckeln, das Lexikon der Etiennes und so weiter. Zwischen diesen lag auch ein Pack vergilbter Handschriften, auf die er lachend wies und meinte: Das würde mich wohl mehr ansprechen als Reitpferde. Es war überhaupt ein sonderbarer Empfang; ein wunderlicher Heiliger, der Rittmeister!"

„Und die Handschriften?" rief eilig der Gast dazwischen.

„Da lag die Probe obenauf, welche ich dir geschickt. Dieser keltische ‚Krimskrams' stamme von seinem Vater. Verlange es mich zu wissen, was es sei, so könne ich's ja untersuchen. Ueberhaupt möchte ich ihm doch einmal sagen, wenn ich's geprüft, ob es des längeren Aufhebens lohne. Es seien schon jetzt Papierläuse drin! Ein naiver Herr! Als ob das Evangelium keltisch geschrieben sei! Uebrigens fürchte ich, wird sein Haus ein ebenso reiches, wie rauhes Arbeitsfeld für mich werden. Er ist noch kaum warm auf dem Gute und lebt schon wie Hund und Katz' mit der ganzen Gemeinde. Seine Leute haben eine Heidenangst vor ihm und selbst mit der eignen Tochter soll er's arg treiben!"

„Und da nahmst du die Handschrift an dich?"

„Um sie dir zu schicken."

„Und ich," entgegnete Bernhard, „kam sofort selbst, um dich und den Eigner über ihren Wert aufzuklären. Wann können wir nun hinüber aufs Gut?"

„Wir können, wann wir wollen. Aber, aber! Der alte Herr hat eine unglaublich rauhe und wunderliche Außenseite. Bist du einmal dagewesen, gehst du sicher nimmermehr hin! Geradezu brutal wird er, wenn es ihm plötzlich einfällt. Ich glaube, er will sich die Menschen vom Leibe halten. Es ist bei ihm umgekehrt, wie bei der Fuchshöhle im Tirocinium, von der jetzt Fritz liest: viele Spuren führen aus seinem Hause fort, keine wieder hin!"

„O, o," machte der andre, der sich rittlings auf einen Stuhl gesetzt hatte und, die angerauchte Cigarre verschmähend, aus des Pastors offner Kiste eine neue nahm, wobei ihm der Hausherr mit gutmütigen, leise zwinkernden Augen genau zusah. „Lassen wir's 'mal auf einen Versuch ankommen. Ich denke, übermorgen nach der Predigt fahr' ich in meinen Bratenrock und wir treten den Gang in die Fafnirshöhle an!"

„Wie du willst, hürnen Siegfried," gab der Pfarrer munter zurück, „immerhin kalfatere dir zu diesem Gange die schwachen Stellen deines Hornbezugs mit neuem Drachenblute

nach, denn es ist ein arger Poltergeist, den wir aufsuchen gehen. Und nun erzähle mir genauer, als es in deinen leichtsinnigen Briefen steht, wie dein Leben verflossen ist, seit du im Winter hier warst."

Zweites Kapitel.

Es war gegen zehn Uhr abends.

Das Pfarrhaus lag in tiefem Schlummer. Selbst die vier schmalen, langen Lichtstreifen, welche aus Frau Trudchens Schlafgemach durch die Ritzen der grünen, im Sommer zusammengetrockneten Läden über den Hof zu fallen pflegten, waren seit einer guten halben Stunde plötzlich verschwunden. Box, den man nachts von der Kette ließ, strich wie ein kleines vierbeiniges Gespenst im Hofe und im Garten umher. Auch er respektierte die tiefe Stille; kaum hörte man ihn zeitweis auf einer frischen Katzenspur schnuppern, die er dann in lautlosem Trabe bis an die Grenzhecke verfolgte.

Im Giebelfenster lag Bernhard und rauchte eine Gutenachtcigarre. Freilich sah man von ihr, wie von ihm, nichts weiter, als einen winzig kleinen, glühroten Kreis in der Luft, einen halben Fuß vor der weinberankten, dunkeln Seitenwand des Hauses. Onkel Bernhard rauchte und träumte und lauschte dabei auf das leise Rascheln der Nachtinsekten in dem dicken Weinlaub. Es war dies der einzige Ton, der an sein Ohr drang, denn auch Nachtwächter Schnuts' langsam schlürfender Schritt war längst verhallt, so etwa da hinten in der Gegend des Dorfkrugs, dessen kleines, mit roter Gardine verhangenes Fenster aus der Finsternis herüberglomm, als das einzige Fensterlein, hinter dem noch Licht war. Undeutlich grau ragte der spitze, weißgekalkte Giebel von Nachbar Heierts neuem Wohnhause aus dem Dunkel auf, gerade vor des Träumenden Augen, kaum fünfzig Schritte entfernt. Und in wirren, formlosen Massen, wie eine phantastische Seelandschaft anzuschauen, lagen die dicken, weißen Nebel über den Wiesen zwischen den Nachbardörfern Alten- und Neuen-Kähnsdorf, selbst den dunkleren Streifen des schmalen Verbindungsweges zwischen beiden von links und rechts über-

flutend; und sogar von der Grenzreihe der Riesenpappeln des Gutsparkes drüben waren nur die spitzen oberen Hälften über den Nebeln sichtbar, gegen den lichteren Horizont sich abhebend wie ein dichter, schwarzer Zug wolkentretender Geister.

„Welch wundervolle Nacht, welch tiefe Stille," murmelte er vor sich. „O, wie sich Brust und Herz da weiten, um den ganzen seelenstillenden Frieden in sich hineinströmen zu lassen. Machet die Thore weit — —! Kein Stern am Himmel, kein Laut in der Runde, die Gotteswelt schlummert!"

Ein ganz leises Lüftchen machte sich auf, und kam seine Wange streifen. Auch der Box drunten streckte die Nase in die Höhe und sog die frischere Luft leise schnaufend ein.

„Ein Atemzug der Schlummernden — wie würzig, wie kühl, wie der Hauch von schlafenden unschuldigen Kindes Lippen!"

Da hob drunten der Hund an, leise zu knurren.

Bernhard hielt unwillkürlich den Atem an und regte sich nicht.

Gleichwohl schlug Box jetzt an, zunächst ein erster, allmählich anschwellender, dann kurz abbrechender Warnlaut. Offenbar hatte er mit seinen schärferen Sinnen irgend etwas in der Ferne erlauscht, was ihm nicht in Ordnung schien und was Bernhard noch nicht hörte.

Da — als dieser sein Gehör anspannte — vernahm er ganz deutlich in dem leisen Luftzuge von Alten-Kähnsdorf herüberschwimmende Töne. Musik war es, weiche, wirre, allmählich deutlichere, machtvollere Accorde. Und nun war es ganz klar, es spielte dort jemand bei offnem Fenster einen Konzertflügel.

Jetzt hatte sich auch Box von der Ungefährlichkeit des Geräusches überzeugt, knurrte noch ein paarmal mürrisch auf und trabte dann auf unmerklich tappenden Sohlen um die Hausecke.

Nun erhob sich drüben eine Frauenstimme, fest und kühn einsetzend. Deutlich klang sie durch die lautlos stille Nacht herüber.

Es war ein Lied, das Bernhard kannte — ein leidenschaftliches Lied — von Jensen — er verstand die Worte nicht — aber die flehende, fordernde Melodie zertrümmerte ihm mit einem Schlage seine Friedensstimmung völlig.

„Welches einsame Menschenherz schreit da so wild in diese

feierliche Nacht?" fragte er unwillkürlich halblaut vor sich hin. „Und was fordert es?"

„Und an mein Herz
Drück' fest dein Herz —
So schlagen die Flammen
Zusammen!"

So lautete der Text zu der Stelle, die nun kam; das Herz pochte ihm plötzlich stärker, es war ihm, als sagte er selber unhörbar in sich diese Worte zu jenen Tönen drüben, die jetzt zu einem wilden Sturme der Empfindung aufrauschten, als er — ganz im Banne der Melodie — mit klopfenden Schläfen und leisen Lippen fortfuhr:

„Und wenn mich dein Arm gewaltig umschließt,
Sterb' ich vor Liebessehnen!"

Eine grimmige Dissonanz schlug drüben in die Saiten, die lange liegen blieb und dann von sachkundiger Hand in einen leisen, weichen, reizvoll süßen Moll-Accord aufgelöst ward, welcher wie eine wunschvolle, wunderliche Frage langsam und nachhallend herüberschwamm.

Und nun war dem Gaste plötzlich das Zimmer zu enge und zu schwül — ein dringendes Bedürfnis faßte ihn, auszubrechen aus dem Hause, hinaus in die kühle, ambrosische Nacht, in welcher auf Fittichen der Musik eine Lockung, ein Wunder zu schweben schien, das auf ihn harrte, um an ihm zu geschehen. Er riß seinen Hut an sich, tastete sich — während ihm auf der finsteren Treppe das Herz hörbar schlug — über die ein oder zweimal aufknarrenden Stufen hinab, über die Steinflur zur Hausthür, deren Schlüssel von innen steckte — und wie er diesen so geräuschlos wie möglich umdrehte, durchbebte ihn jene seltsame bangscheue, prickelnde Empfindung, die den Jüngling auf seinem ersten nächtlichen Schleichwege, den jungen Jäger beim ersten Wilddieben zu warnen kommt.

Er lächelte, hörte das Herz in seinem Halse schlagen, und war draußen auf der Dorfstraße. Niemand konnte ihn gehört, niemand konnte er gestört haben. Erfrischend wehte ihm die Nachtluft an die heiße Stirn.

An Schulze Nitzes Scheune geht von der breiten Neuen-Kähnsdorfer Straße rechtwinkelig der enge Lehmweg nach dem Nachbardorfe ab. In diesen bog er ein. Plötzlich stippte ihm etwas unten gegen die Wade — Box' Nase, die offen-

bar an dem angefeindeten Ankömmling vom Nachmittag den bekannten Geruch des alten Spielkameraden und Halskrauers herausgeschnuppert hatte, dem man sich wohl für eine nächtliche Streiferei anschließen konnte.

Nach einigen Schritten hören die Granitmauern zu beiden Seiten des Weges auf, die Knüppelhecken der Gärten beginnen, einige achtzig Schritte lang, worauf auch diese zurücktreten und links und rechts die dampfenden sumpfigen Wiesen daliegen. Hier macht Vox mißtrauisch Halt, sieht mit schiefem Kopf dem Gaste noch einen Augenblick nach und trabt dann heim, seiner Pflichten eingedenk. Bernhard aber dringt mutig ein in die weißen, dumpfriechenden Nebelwolken, die im Halbkreise vor ihm stetig zurückzuweichen scheinen. Diese wandelnde runde Mauer um sich, hat er schon die gebrechliche Brücke, die über den murmelnden Grenzbach führt, erreicht, und links tauchen plötzlich riesengroß neben ihm die Pappeln des Gutsparkes auf.

Jetzt hört er das wilde, rauschende Spiel dicht vor sich.

Der Graben, welcher den Park umfließt, hemmt seinen Schritt nicht. Wie oft hat er den Sprung darüber gethan, als noch der Amtsrat hier wirtschaftete; daß das Gut jetzt Fremden gehört — er denkt nicht daran — schon eilt er auf den verschlungenen, wohlbekannten Wegen des Gartens vorwärts bis an das Staket, das Park und Hof trennt, durch welches hindurch er, über den finsteren Hof hinüber, im Speisesaale mattes Licht sieht, von zwei Kerzen am Instrumente herrührend. Der Flügel steht an derselben Stelle, wo Amtsrats Flügel stand, längs der breiten Spiegelpfeilerwand zwischen den beiden Fenstern, so daß man jemand, der auf dem Klaviersessel sitzt, gerade von der Seite sieht.

Im Profil, scharf beleuchtet von den beiden Klavierkerzen links und rechts, sitzt hinter dem weit offnen Fenster die Spielerin. Und während leidenschaftliche, unversteckte und ungezügelte Regungen in ihrem Gesichte arbeiten, ihre halbgeöffneten Lippen zucken und beben und dann wieder sich hart schließen, schlagen die Hände, welche Bernhard nicht mehr sieht, mit männlicher Kraft auf die Tasten — es ist der erste Satz der Pathetique-Sonate, aber in einem Tempo, daß die rasch steigende Passage des ersten Motivs, welche eben wiederkehrt, wie ein gellender Tonblitz, ein Aufschrei am Ohre vorüberfliegt.

Wie er dies schöne, erregte Frauenantlitz am Fenster

sieht, wird sich Bernhard sofort beschämt bewußt, daß er kein Recht habe, die junge Dame, welche sich auf dem eignen Grund und Boden sicher fühlt, in ihrer Erregung zu beobachten; noch einen Blick auf das reizvolle Bild, das hellbeleuchtet in dem dunkeln Rahmen des Fensters vor ihm steht, und er wird gehen. Es ist nur ein Blick, den er sich noch gestattet, aber der minutenlange, schwelgende des Mannes, der sein Leben dem Genusse des Schönen bestimmt hat. Und schön ist das junge Weib da drüben, nicht schablonenhaft, sondern lebensvoll und eigenartig. Goldbraunes Haar, üppig, ein wenig gelockert, liegt voll über kurzer, gerader Stirn; feste Nase, volle Lippen, starkes Kinn, eine weiche, üppige Rundung unter demselben, ein zart blaues, breites Band um den weißen Hals, und dann kräftige Schultern in einem dicken, weichen, festanliegenden Schlafrock von weißflockigem Wollenstoff — wie ein gelungener Studienkopf Meister Gussows erscheint ihm das Ganze in seiner scharfen Begrenzung, aber lebend, bebend, erregt.

Wie er sich eben abwenden will, um, nicht ohne ein leises Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, den Heimweg anzutreten, sieht er plötzlich die Spielerin erschreckt auffahren — gleichzeitig erblickt er durch das andre Fenster im Rahmen der Salonthüre eine wunderliche Figur in türkischrotem Seidenschlafrock, einen sehr starken Herrn, welcher mit einer Stimme, als schriee er auf dem Exerzierplatz eine Schwadron aus der Ferne an, dem Mädchen zuruft: „Den Augenblick machst du das Fenster zu, Alexandra! Was soll das heißen, bei nachtschlafender Zeit so einen heillosen Spektakel aufzuführen! Möchtest du uns zum Gerede der Nachbarn machen? Und dabei bist du ja ganz echauffiert, Mädchen! Willst du dich denn absolut erkälten? Mordiou, was gibst du wieder für Unsinn an! Auf der Stelle gehst du in dein Zimmer!“

Mit gesenkten Lidern und finsterem Gesicht, aber augenblicklich gehorsam, schließt die Angeschrieene das Klavier, löscht eins der Lichter aus, erhebt sich und verschwindet mit einem leichten Gruße durch eine Thür, welche Bernhard nicht sieht.

Bernhard war es, als habe er einen Schlag ins Gesicht erhalten — empört über die Grobheit des Rittmeisters verließ er seinen Platz und trat in einer außerordentlich unharmonischen Stimmung den Rückweg an.

Eben ist er beim Grenzgraben angelangt und will den

Rücksprung an der ihm wohlbekannten engen Stelle machen, da taucht aus den Haselsträuchern neben dem Wege eine dunkle Gestalt auf, und eine barsche Stimme fragt ihn grob: „Wer sind Sie denn? Und was machen Sie hier im Park?"

Bernhard weist den Mann mit einer unwilligen Armbewegung ab und setzt mit einem leichten Sprunge über das leismurmelnde, raschfließende Wasser.

Der Mann hinter ihm hat an jener Armbewegung den „Herrn" erkannt und bleibt verwundert stehen. Dann schiebt er die Livreemütze, deren breite Silberborte selbst im Dunkeln schimmert, mit der Rechten zurück und kratzt sich hinterm Ohr.

„Der kam nicht um unsre Himbeer'n oder Haselnüsse — der kam um unser Fräulein!" murrt er vor sich hin. „Ein andermal nehm' ich die Hunde mit!"

Bernhard geht wie vorhin im dicken Nebel, aus dem plötzlich und wie eine gespenstische Schildwache der erste Pfosten von Schulze Nitzes Gartenzaun auftaucht. Die weißen Wasserdünste wälzen sich jetzt auf dem Wege bis ins Dorf hinein und schlagen hoch über dem Haupte des Wandelnden zusammen. Der Mond ist eben voll aus einer schwarzen Wolke getreten, scheint aber nur mit einem großen, grauen Lichtflecke in die dichte Dampfwolkenkuppel, die sich über Bernhard wölbt, hinein. Da zerschellt diese mit einemmale an der riesengroß herantretenden, schattendunkeln Scheunenwand und Bernhard ist wieder auf der Dorfstraße.

Wie er so unvermutet aus den Nebeln tritt, übergroß im Dunst erscheinend, erschrickt Nachtwächter Schnuts, der halb schlafend an der Ecke gelehnt hat, dermaßen vor ihm, daß er den Knüttel fallen läßt, den er statt eines Spießes trägt, und schleunigst Reißaus nimmt, was ihn die alten Beine nur tragen wollen.

Nur Karo, Schnuts' struppiger Köter, setzt sich zähnefletschend zur Wehr, aber auch dieser duckt das Kreuz und klemmt den Schwanz ein.

Bernhard muß lachen. Er streicht über die Stirn, und der drollige Eindruck löst den Bann, der auf ihm liegt.

Ja, ja — das ist das wirkliche Leben, das ihm hier entgegentritt. Ein grober Vater, ein Bedienter, der Diebe wittert, ein hasenherziger Dorfnachtwächter, ein schönes, junges Weib, dem Pfeffer statt Zucker in den Lebenskuchen gebacken wird, und das grundgemütliche Philisterium des Pfarrhauses — da muß er sich erst wieder hineingewöhnen, denn die keltische

Handschrift hat ihn ein wenig plötzlich aus dem stillen Museum seines Studierzimmers hierher versetzt und er sitzt nicht mehr träumend unter den blinkenden Marmorgöttern, die er in sein Heim zu Gaste geladen.

Doch die Eindrücke, welche er eben erhalten, klangen tief in ihm nach, verfolgten ihn in dieser Nacht bis in seine Träume.

Längst hatte er sich wieder in seine Giebelstube geschlichen, im Dunkel sich entkleidet und auf das knarrende, nach wohlgetrockneter Landwäsche duftende Gastbett geworfen — noch im Halbschlummer hörte er die stürmischen Gänge der Pathetique-Sonate, seine Pulse schienen den rasenden Takt dazu schlagen zu wollen — und als er endlich doch, unter dem Bleimantel der Müdigkeit erdrückt, die Besinnung ganz verloren, da spielte sich vor ihm der Auftritt zwischen Vater und Tochter von neuem ab, nur daß er selber diesmal plötzlich mitten im Zimmer stand — das Mädchen flüchtete sich in *seine* Arme, der alte Herr stürzte sich wütend auf ihn — er hatte ein Pistol in der Rechten, das er unter dem roten Schlafrock hervorgerissen, das er abdrückte — ein Knall, ein Krach, als wolle das Haus zerspringen — mit einemmale schwammen sie auf den Wolken des Nebels, versinkend, halb getragen, das junge Weib in seinen Armen, fest und weich an ihn gedrückt — er fühlte ihre starken, lebenswarmen Glieder gegen seinen Körper liegen — es machte ihn trunken, obwohl eine starre Reihe gespenstischer, schwarzer Gestalten wolkentretend und riesengroß herandrängte und ein ungeheures, mattgrau leuchtendes Spähergesicht auf sie herniederblickte. Von *ihm* forderte sie die Liebe und die Zärtlichkeit, von der das Lied sprach — *seine* Arme umschlossen sie gewaltig — sie vergaßen die Gefahren und die Späher, und wie er ihre weichen Lippen küßte, da schrie sie auf, gellend, in Angst und Lust zugleich, wie ihre wilden Accorde, und rings entflammten sich alle Wolken in schwefligem, weißem Lichte, — von dem Schrei und der Helle aber — erwachte Bernhard.

Die Helle war — das Mondlicht, das wie ein weißes Bahrtuch die Dielen des Zimmers deckte; die Wolken, in denen er versank, waren die Unmassen weicher, selbstgerupfter Daunen, in die Frau Trudchen ihn gebettet; das schöne, lebenswarme Weib jedoch, das er in den Armen gehalten, war das ungeheure Deckbett, das er treu und zärtlich an die Brust gedrückt hielt!

Und jener Knall aus des Rittmeisters Pistole, der ihn in die Luft gesprengt, war der Krach des tückischen Bettbodens gewesen, welcher, im heißen Sommer eingetrocknet, links oben am Kopfende mit ihm durchgebrochen war, also daß Bernhard mit dem Haupte tief unten lag und die Beine in die Luft reckte.

Der wilde Traum war verflogen, aber noch hämmerten seine Pulse, und sobald er sich auf dem Sofa wieder zurechtgebettet, kehrten seine Gedanken sofort wieder zu dem Mädchen zurück, das am Abend so einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Drittes Kapitel.

Im Ornat kam der Pfarrer von der Kirche über die Dorfaue daher.

Neben ihm, zur Linken, schritt Bernhard, in einem Abstande von wenigen Schritten folgte die kleine Herde der Pastorlichen, sauber gewaschen und gekämmt, die Spuren des breitzinkigen Kammes noch als rote Streifen auf der Stirn unter dem Haaransatz, zu zwei und zwei, ehrbarlich und in sichtlicher Sammlung dahertretend.

Eben war die Kirche aus; Männlein und Weiblein zogen in gesonderten Trupps über die Straße, jedes seinem Hofe zu, die Männer steif in den langen, blauen Röcken mit großen Knöpfen und altväterisch breiten Klappkragen, die Frauen gewaltige schwarze Hauben auf dem Kopfe, Wülste von zehn, zwölf Unterröcken um die Hüften, je reicher die Trägerin, je dicker der Wulst und alles echt, nirgends etwa Stahlreifen.

An den Einfahrten der einzelnen Höfe aber lungerten bereits hungrig und wartend die Kinder mit ihren sonntäglich sauberen Flachsköpfen.

Welch wohliger Moment, der beste des Sonntags auf dem Lande, diese Zeit zwischen Gottesdienst und Mittagessen. Der innere Mensch ist seiner erfüllten Sonntagspflicht froh, er kommt sauber und frisch aus wohlthuendem Seelenbade, selbst wenn er nur gesungen und geschlafen; dem Aeußeren gibt das reine Sonntagshemd eine ähnliche Empfindung

gröberer Art; dazu schmort daheim auf dem Herde etwas Gutes, das mit appetitlichem Dufte unter der Kirche das ganze Haus erfüllt hat. Im Hofe liegt in sonnenbeschienener Ruhe das Ackergerät, ein behaglicher Eindruck für den werkeltags hart Arbeitenden; der Knecht dengelt vielleicht noch mit eintönigem Klopfen die Sense auf dem großen Steine vor der Kuhstallthür mit dem Hammer. Der Bauer hat den Kirchgangsrock natürlich gleich beim Nachhausekommen abgelegt, glattgestrichen und in die Truhe gethan; nun schlendert er in Hemdsärmeln über den Hof, den „gesund" duftenden, und durch die fliegensurrenden Ställe, wo das Vieh die breiten Häupter nach ihm umwendet. Das Zwölfuhrfutter ist in den steinernen Rinnen gut vorgeschüttet, und mit erfreulicher Freßlust zerschroten die Kühe „knürbschend" die schweren Körner.

Bernhard wandelte auf der Dorfstraße auf und ab, in die Höfe blickend, und nahm mit durstiger Seele den Eindruck behaglicher Feiertagsstimmung, welche in der sonnigstillen Luft über das ganze Dorf gebreitet schien, in sich auf, während sein geistlicher Freund drinnen im Hause den Talar ablegte und sich zum Gange aufs Gut rüstete.

Eine Viertelstunde später biegen beide um die Ecke der Gutsscheune, gegenüber dem Dorfkruge, wo der Wiesenweg senkrecht auf die Alten-Kähnsdorfer Dorfaue stößt. Ein dichtes, grünes Dach riesiger Linden überwölbt dort die breite Straße mit ihren vielen Räderspuren.

Gleich linker Hand neben der Eckscheune ist die Thoreinfahrt in den Gutshof. Dann kommt ein endloser Zaun hoher, grüner Staketen, hinter dem das Schloß liegt, langgestreckt, mit zweistöckiger Fensterfront und hellgrauen Klappjalousieen; eine Steinpforte im Staketenzaun führt in den schmalen Vorgarten, ein kurzer Reblaubengang quer durch diesen auf das schlichte Portal des Hauses.

Vor der Hofeinfahrt standen mehrere Knechte und blickten die Allee hinunter, und als die Augen der Freunde derselben Richtung folgten, sahen sie in Entfernung von etwa hundert Schritt den Rittmeister die Straße entlang traben, einen Reitknecht in Livree hinter sich.

„Potztausend! sitzt der alte Herr zu Pferde!" sagte Bernhard, wie sie eben an den Knechten vorüberschritten. „Da sieht man gar nicht, wie stark er ist. Und im Trabe, wie angegossen haftet der Reiter auf dem Rosse, beide ein

Wille, eine Bewegung! Ist übrigens ein famoser Brauner, den er reitet!“

„Schade, daß der Baron das nicht mehr hört!“ erwiderte der Pfarrherr, „das würde dir sein ganzes Herz gewinnen!“ — „Ah, gehorsamer Diener, gnädiges Fräulein!“ unterbrach er sich plötzlich, und Bernhard fuhr mit einem Ruck herum, um sich einem reizenden Bilde gegenüber zu sehen.

Zwischen den beiden altersgrauen Steinpfeilern mit den abenteuerlichen schildhaltenden Greifen stand in der offnen Gartenthür das schöne Mädchen von neulich abend. Ein Kleid, hauchdünn und von blaßvioletter Seide umfloß in lässigen, schillernden Falten ihre Büste und fiel dann, an dem vorgestreckten rechten Bein glatt herniedergehend, einer zarten Lichtwolke vergleichbar, zur Erde auf die grünmoosig verwitternde Granitschwelle. Ihr dunkles Haar, welches weich und wellig das Haupt umrahmte, hob sich scharf auf dem Hintergrunde der sonnenbestrahlten Hauswand ab, während über Haar, Haupt, Mädchen und die umrahmenden Pfeiler die goldigen Sonnenlichter und die dunkeln Schattenflecke des Rebenlaubs wie spielende Falter hin und her schwankten, so daß bald der Hals weiß, bald eine Strähne Haar goldbraun, bald eine Kleidfalte amethysten aufblitzte.

Auch sie hatte dem Vater nachgeblickt und wandte sich jetzt zu den Freunden um, in stolzem, sicherem Grüßen das Haupt unmerklich neigend, während die beiden Herren den Hut vor ihr zogen.

„Eine entzückende Darstellung holden Erblühens und erwartenden Reifens,“ dachte Bernhard, „sinnvoll umrahmt von verwitterndem Stein und greisenhaften Schildhaltern früherer Geschlechter! Und immer tritt sie mir entgegen, wie in einem Bilde, recht, als solle ich ihrer Schönheit und ihres Reizes froh werden!“ Und er fühlte eine warme Welle fröhlichen Genießens in sein Antlitz schlagen, wie er mit glänzenden Augen auf das Mädchen sah.

„Ich bedaure sehr,“ hatte inzwischen der würdige Pfarrherr das Wort genommen, welcher in seinem behaglich-derberen Gemüt von Bernhards Enthusiasmus nichts mitempfand, „bedaure sehr, daß wir Ihren Herrn Vater nicht mehr antreffen. Ich kam, um ihm in meinem Freunde, Doktor Bernhard von Bötzow“ — eine vorstellende Handbewegung — „unserm lieben Besuch, einen jungen Gelehrten zuzuführen, der besser als ich über den Wert der handschriftlichen Schätze

in Ihrer Bibliothek Aufschluß geben könnte, sich für dieselben sehr interessiert und um Einblick darin bitten wollte."

Die Baronesse musterte Bernhard einen Moment, fand an ihm nichts auszusetzen, wie es schien, und sagte mit einer einladenden Bewegung: „O, das wird meinem Vater leid thun! Wenn aber die Herren ein wenig verziehen wollen, ich glaube, Papa dürfte sehr bald zurück sein!"

Damit trat sie aus der Pforte zurück, zu der Gruppe grüner Gartenmöbel, welche links vom Hauseingange unter dem Dache des großen Nußbaums standen. In ihrer Haltung hatte sie so etwas Sicheres, daß die Freunde ihr ohne weitere Bekomplimentierungen folgten. Den Pfarrer ließ sie neben sich auf die Bank sitzen, dem Fremden wies sie einen Stuhl zu ihrer Rechten an.

Bernhard war überrascht. War dies kühle, sichere Mädchen dasselbe leidenschaftliche junge Weib, das er neulich spielen gehört? Das er im Traume in den Armen gehegt? Ein eigner Reiz überkam ihn, sie in ihrer Sicherheit zu stören. Und nachdem einige liebenswürdige Phrasen getauscht waren, machte er ihr plötzlich ein Kompliment über ihr vorzügliches Klavierspiel, das er aus der Ferne Gelegenheit gehabt habe zu bewundern.

„Wohl vom Pfarrhause aus?" erwiderte das Fräulein und setzte ohne jede Verlegenheit hinzu: „Und vermutlich vorgestern abend?"

Als Bernhard sich zustimmend verneigte, sagte sie mit leicht gekräuselter Stirn: „Ich habe nicht gewußt, daß man mein Spiel so weit hört. Versteht man denn drüben auch, was gespielt wird?"

„Gnädiges Fräulein brachen im Allegro der Pathetique-Sonate ab, kurz nach dem ersten Wiederauftreten der Intrada, nachdem Sie —"

Wie er stockte, wiederholte sie: „Nachdem ich —" fragend und sah ihm mit einem festen, geraden Blick in die Augen.

„Nachdem Sie zuvor das Heinesche Lied ‚Lehn deine Wang' an meine Wang'' gesungen."

Eine Sekunde zuckte es um ihre Brauen auf, als sollte eine böse Antwort kommen; dann aber kniff sie die Lider ein wenig zusammen und in ihre eigentümlich warmen, braunen Augen trat ein überlegen ironischer Ausdruck.

„O, da haben Sie ja meiner Musik außerordentlich aufmerksam gelauscht!" sagte sie und wollte sich gleichmütig

zum Pfarrer wenden, welcher würdevoll-behäbig dabei saß und zuhörte. Sie glaubte, Bernhard geschlagen zu haben. Dieser aber fiel rasch ein: „Um Vergebung, gnädigste Baronesse, daß ich gelauscht, aber daran tragen Sie selbst die Schuld. Warum spielten Sie die Sonate so eigen schön und — erlauben Sie mir, das zu sagen — wie eine Feuerseele, welche des Werkes ganze grelle, löwenherzige Leidenschaftlichkeit nachempfindet! In Berlin hört' ich dies Allegro oft genug, aber ob Fräulein X. oder Fräulein Y. dasselbe vorträgt, es ist immer derselbe Takt und Rhythmus, genau nach dem ‚Mälzl' reguliert, genau an der gleichen Stelle dasselbe Forte, dasselbe Piano, ja nichts Eignes, ja kein willkürliches Ritardando oder Fortstürmen, sondern wie sie's alle über einen Kamm bei demselben Modepianisten vom Konservatorium gelernt. Unsre Gesellschaft ist eben uniformiert, dieselbe Krawattenfarbe allenthalben und Hutform, dieselbe Auffassung Beethovens! Die wohltemperierte Lauheit sitzt auf dem Götzenthron der Schicklichkeit, ein kraftvolles Hervortreten der Persönlichkeit gilt als mauvais genre. Da muß denn auch Beethoven so pensionatsmäßig als möglich heruntergespielt werden. Ist das also eine so große Uebelthat, wenn man einem glutvoll beseelteren Spiele, selbst auf die Gefahr hin, indiskret zu werden, gern lauscht? Mein gnädiges Fräulein, ich bin nicht sicher, daß ich nicht unter Umständen ein rückfälliger Verbrecher werde!"

„Seien Sie überzeugt," gab sie lächelnd zurück, „daß ich ein andermal die Fenster schließe!"

Ihr Lächeln hatte einen Zug von Ernst und Zurückhaltung. Aber am Glanz seines Blickes, am Erzklang seiner Stimme, an der Entschiedenheit im Ausdruck, als er sprach, hatte sie deutlich gefühlt, daß er zu den „Uniformierten" mitnichten gehöre. Und seit diesem Einblick in seine Seele interessierte sie der Mann.

„Das würde ich lebhaft bedauern!" nahm er jetzt wieder das Wort. „Ihretwillen, gnädiges Fräulein, wie meinetwillen!"

Sie überhörte geflissentlich die mit einer leichten Verbeugung unterstrichene Artigkeit des letzten Wortes und fragte: „Meinetwillen? Warum?"

„Das ist heikel zu sagen. Bei offnem Fenster würden Sie von nun an ein wenig das Bewußtsein gehabt haben, vor fremden Ohren zu spielen. Es ist dies eine Art Oeffent-

lichkeit. Und die Oeffentlichkeit ist für temperamentvolle Naturen eine Lehrmeisterin der Self-discipline!"

Er hatte dies hastig herausgebracht, immer unter dem mächtigen, doch unbewußten Verlangen, der schönen Spröden einen Sprühfunken der Erregung zu entlocken. Allein sie sagte ganz kühl, ihn mit einem hochmütig prüfenden Blicke aus den sich ein wenig nähernden Lidern betrachtend: „So erzieherisch sehe ich die Dinge nicht an. Ich würde mich gedemütigt und unfrei fühlen, öffnete oder schlösse ich deswegen das Fenster."

„So wollen Sie nur — die fremden Ohren benachteiligen?"

„O — meinetwegen könnten in Hof und Garten Parkettplätze eingerichtet werden. Und ebenso vermöchte ich völlig harmlos fortzuleben, wenn ich auch wüßte, daß jenseits der Wiesen — vis-à-vis beim Schulzen Nitze vielleicht — ein Observatorium wäre, wo ich psychologisch beobachtet und seziert würde!"

„Das kann man auch, wenn man frei fühlt und das Bewußtsein hat, so ein psychologisches Mikroskop nicht scheuen zu brauchen!"

Das hatte er nicht wie ein albernes Kompliment, sondern im warmen Tone einer freimütigen Bewunderung gesagt. Das Mädchen aber zog die Brauen leicht zusammen und erwiderte: „Sie wollen mir eine Liebenswürdigkeit sagen, Herr von Bötzow. Liebenswürdigkeiten gegen Menschen, die wir nicht kennen, sind im Grunde Unwahrheiten. Sie sind gerade drei Tage hier, und wenn ich selbst voraussetzen wollte, daß Sie sich in diesen drei Tagen viel mit mir beschäftigt haben," — ihre Stimme klang recht spöttisch — „so könnte auch der scharfsichtigste Seelenkenner in dieser Zeit bei so geringen Anhaltspunkten nicht zu jenem Ergebnis gekommen sein, das Sie so freundlich waren auszusprechen und welches ich unfreundlich genug bin, eine gesellschaftliche Unwahrheit zu nennen!"

Als ihre klare Altstimme spöttisch klang, spöttelnd über das Interesse, das er an ihr nahm, war eine jähe Purpurwolke über seine Stirn gezogen und hatte ein sichelförmiges Wundmal, das dort eingegraben war, grellrot aufflammen lassen. Bei ihren Worten hatte er an den seltsamen Traum jener ersten Nacht denken müssen, in dem er das kluge, junge Weib vor ihm in den Armen gehalten, und da war ihm das Blut ins Gehirn geschlagen. Als sie nun schwieg, fragte

er mit gesteigerter Wärme zurück: „Und wenn ich nun dabei die ehrliche Empfindung gehabt hätte, nicht ‚liebenswürdig,‘ sondern gerecht und wahr zu sein?“

Da erwiderte sie mit einem herben Lächeln: „Haben Sie wirklich die Gewohnheit, allen Leuten gleich die Wahrheit über sie ins Gesicht zu sagen? Billigen Sie eine solche Gewohnheit, Herr Pfarrer?“ fuhr sie gegen den Pastor gewendet fort, um diesen wieder ins Gespräch zu ziehen.

„Man kann sich oft dabei, wie das Volk sagt, die Zunge verbrennen,“ meinte der Geistliche, „die Armen im Geist und die Reichen im Geist darf man dreist so behandeln!“

„Und können Sie glauben,“ fuhr das Fräulein mit einer Art bitteren Lächelns zu Bernhard fort, „daß Sie hier in dieser bäuerlichen Umgebung, so recht im trostlosen Sande der Mark, auf solche Millionäre ‚im Geist‘ stoßen werden? Auf ‚einfältige‘ Herzen genug! Ich bin gespannt, an mir die Erfahrung zu machen, wielange ein gebildeter Mensch auf dem Lande braucht, um zu verbauern!“

„Leben Sie denn so einsam?“ fragte Bernhard.

„Nun, wir sind erst vor einem Vierteljahr hierhergezogen,“ gab sie ihm zurück. „Da haben sich noch keine festen Familienbeziehungen herausbilden können. Und dann hat mein Vater, der ein etwas schwer zu behandelnder Charakter ist, in dem Landadel nicht recht die Persönlichkeiten gefunden, welche ihm für einen näheren Umgang zusagen. Eine Streitigkeit auf dem Kreistage ist dazugekommen, und da sind wir zunächst auf uns angewiesen. Und fände ich nicht im Neuen-Kähnsdorfer Pfarrhause stets so herzlichen Empfang, so würde ich nie den Fuß über jene Granitschwelle zu setzen brauchen.“

„Und Bücher? Lesen Sie nicht?“ warf der Pfarrer ein.

„Ja, Papa hat mich in Potsdam abonniert, und ich bekomme zweimal wöchentlich die neuen Erscheinungen herausgeschickt. Aber Bücher sind entweder rechthaberisch oder uninteressant. Hat der Autor recht, so ist er langweilig. Hat er unrecht, und man widerspricht ihm innerlich, so thut das nichts, das Buch fährt unbekümmert fort, als sei der Leser einer von jenen Pariser Geschworenen, welche nur da sind, zu hören, zu billigen und zu verzeihen. Mit Geschriebenem lassen sich keine Gedanken austauschen. Und nur das, was ich, angeregt durch die Lektüre, selbst denke, ist es im Grunde,

was mich unterhält. Ja, wenn man den Schriftsteller stets zur Stelle hätte, während man ihn liest!"

„Nun, gnädiges Fräulein," sagte Bernhard lächelnd, „wenn Sie mir die Gunst erweisen mögen, gelegentlich im Pfarrhause eine kleine Erzählung von mir anhören zu wollen, welche ich über einen der bretagnischen Sagenstoffe aus Ihres Herrn Großvaters Sammlung verfaßt habe, so würden Sie da Werk und Autor zugleich vor sich haben!"

„So, Sie schreiben auch — gewiß wird es mir Vergnügen machen. Und ich bin im Grunde nicht so anspruchsvoll, wie es scheinen möchte. Es braucht ein Werk nur Wärme, Kraft und Leidenschaft zu haben, um mir zu gefallen, dazu vielleicht noch eine gewisse geistig-vornehmere Färbung, so bin ich zufrieden."

„Nun, Kraft ist genug in diesem Stoffe, fast zu viel!"

„Es ist wohl kaum möglich, hier durch ein Zuviel zu sündigen — wenigstens für meinen Geschmack!"

„O, auch ich hasse das Flügellahme und Graue," entgegnete Bernhard, „und liebe das Rassenhafte, in dem das Blut stark pulsiert — in Kunst und Leben — aber nur die beherrschte Leidenschaft erscheint mir schön und bewundernswert, die elementar-tobende erregt meinen Widerspruch. Eine Melodie voll getragener Kraft, wie etwa Luthers ‚Ein' feste Burg', an einer Statue eine Bewegung ruhender Energie — ich möchte als Beispiel den rechten Arm des Benvenuto Cellinischen Perseus nennen — in der Poesie eine Gestalt voll verschwiegener Inbrunst, wie Goethes Mignon, und in einem schönen Menschenantlitz ein Auge, aus dem die glutvolle Seele in warmem Widerschein leuchtet und zugleich die besonnene Kraft blickt, welche jene heißen Gluten hütet — das und namentlich das letzte sind die Dinge, welche mich mit dem größten Entzücken erfüllen!"

Das schöne Mädchen kannte aus ihrem Spiegel den Ausdruck ihres eignen Auges genugsam — und der Blick, mit dem der Fremde seine Schilderung des Auges gleichsam von ihrer ausdrucksvollen, braunen Iris abzulesen schien, reizte sie unaussprechlich. Jener Blick, jener Blitzfunke, den er vorhin vergeblich hervorzulocken gesucht, schnellte plötzlich auf ihn hinüber. Es fuhr ihm jäh in die Augen; er wußte nicht, war's Zorn oder beginnendes Interesse — das Mädchen aber erwiderte fast heftig: „Und ich hasse es geradezu, dies Gleichmaß, diese ständige Selbstkontrolle, dies unablässige

Beobachten, Zäumen, Zügeln der eignen Seele. Mir ist auch physisch nie wohler, als wenn ich meinem Pferde die Zügel über den Hals werfen und in Carriere über alles hinwegsausen kann — allez, allez! Das ist allerdings exzentrisch, man bricht auf die Dauer dabei auch wohl einmal den Hals, aber nur das ist ganze und wahre Lust. Sehen Sie, die andre Welt kommt mir dann vor, wie jener gute deutsche Gelehrte und Schriftsteller in Leipzig, der auf seinem frommen Schimmel fein behutsam Schritt für Schritt ritt, um nicht hinunter zu fallen, und Friedrich dem Großen ein wirklich gutes Pferd zurückschickte, weil's ihm zu wild war. Papa hat mir neulich die Anekdote aus einer Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vorgelesen und wir haben sehr darüber gelacht. Gellert hieß der maßvoll besonnene Mann!"

Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben und lächelte halb unmutig über den Eifer, den sie gezeigt. Aber in den braunen Augen zuckte verhaltene Erregung.

Auch die des Mannes brannten.

„Das ist der Rausch der Jugend und der Kraft," sagte er aufstehend. „Aber er ist noch steigerungsfähig. Sein Komparativ heißt Glück, sein Superlativ Liebe. Gnädiges Fräulein sind reich, denn Sie sind noch beim Positiv!"

„Reich?"

„An berechtigter Erwartung!"

„Ja, ich warte," sagte sie mit eigner Betonung. „Und Sie?" setzte sie plötzlich hinzu.

„Ich kenne das erste und kenne das zweite. Und da wir Menschen nur das Vergangene kennen, so scheine ich vor dem dritten, dem Superlativ zu stehen!"

Hier fiel der Pfarrer ein und das Gespräch rollte noch ein paar Minuten leicht hin. Man wechselte einige Höflichkeiten und verabschiedete sich. — —

„Das war ja eine merkwürdige Unterhaltung," sagte der Pastor, als sie wieder um die Scheune bogen und in die sonnigstille Wiesenlandschaft zwischen den Dörfern hineinschritten. „Ich habe mich nicht hineingemischt, um euch sprechen zu lassen; und ich denke, die Tochter kennst du jetzt. Uebrigens gab sie sich heute anders, sonst ist sie verschlossener. Nun, wie dem auch sei — ich atme fröhlich auf, wenn ich da wieder den Sonntagsfrieden auf Gottes Natur vor mir ausgebreitet liegen sehe! Und übrigens müssen wir uns sputen —

ich habe nach Tisch noch eine Trauung, die Sabine Heiert, der Rotkopf, heiratet den Schulzensohn aus Bergholz."

Der andre erwiderte nichts und sie gingen schweigend an der heißen Scheunenwand entlang.

Die Sonne stach, wie vorm Regen.

An der Brücke stand Bernhard plötzlich still und sah den Pfarrherrn groß an: „Glücklich ist sie nicht!"

„Was? Die Sabine Heiert? Die läuft seit acht Tagen mit knallroten Backen im Dorfe herum vor lauter Vergnügen und Glückseligkeit."

„So, so!" sagte Bernhard mit einem merkwürdigen, stillen Lachen und fuhr bei sich fort, ohne die Lippen zu regen: „Sabine Heiert — knallrote Backen — Bauernhochzeit — wer denkt daran! Nein, das stolze, schöne, kluge Mädchen, die mir in jenem seltsamen Traume ihre Liebe gab!"

Viertes Kapitel.

Während so auf dem Grunde von Bernhards Seele das Bild des Mädchens nachbrannte und leuchtete, wie auf der Netzhaut des Auges der Sonnenball, in den wir geblickt, beschäftigte auch sie sich in Gedanken mit dem Gaste. Sie hatte ihren hellen Schirm aufgespannt, und man konnte sie von der Dorfstraße aus zwischen den beiden hundertjährigen, wallartigen Buchsbaumhecken vor dem Hause auf und ab wandeln sehen.

„So eine angenehm verplauderte Viertelstunde ist ein Vergnügen," entschied sie in ihren Gedanken, „welches man sich eigentlich streng versagen müßte. Man empfindet das Exil nachher um so herber. Das ist ein Mann, welcher eine Unterhaltung zu führen versteht, weil er die Gabe besitzt, auf andre einzugehen. Wie er sich mit Papa stellen wird? Er ist ein kluger Mann, ein Mann nicht ohne Begeisterungsfähigkeit und ein gewisses jugendliches Ungestüm in seiner Empfindung, was ihn für Jüngere acceptabler macht, da es ihm den Nimbus hausbackener Ueberlegenheit und Reife nimmt, welchen die Männer heutzutage so früh anzulegen pflegen. Wie das klang, und wie

er das sagte: Er kenne das Glück und stünde vor der Liebe."

Hier faltete sich ihre Stirn leicht, und ein feines Erröten huschte darüber. Ihre Schritte wurden hastiger.

„Er kennt mich ja gar nicht, noch kenne ich ihn. Aber es ist eine Persönlichkeit, die es lohnt, kennen zu lernen, und ich werde zu seiner Vorlesung gehen, vorausgesetzt, daß" — ein tiefer Seufzer — „Papa nichts gegen diesen Gang ins Pfarrhaus einzuwenden hat."

„Was bringen Sie, Therese?" unterbrach sie sich laut. Das Stubenmädchen stand mit einer Silbertablette in der Thür. Auf einen Wink kam sie heran. Auf der spiegelblanken, nur am Rande ein ganz klein wenig gebogenen Platte lag ein Brief.

„Dickes, geripptes Papier, zierliche lange Schrift, ein Monogramm in Grün und Gold mit Krone ‚E. v. T.' — ah, von Else Thümen," machte die Baronesse, als das Mädchen gegangen. Dann riß sie den Umschlag auf.

„Zurückgekehrt von der Hochzeitsreise — kommt morgen Besuch machen — in einigen Wochen erste Gesellschaft, so eine Art Sommerball, wenig Tänzer, glückselig — was er nur an den Augen absehen kann — mein Kurt, mein süßer Kurt, und unterwegs, wie besorgt um mich u. s. w. Zuletzt gibt sie mir den guten Rat, auch zu heiraten. Walther von Siethen interessiere sich, wie sie überall höre, lebhaft für mich. Güter lägen fast aneinander — himmlisch, reizend, schon große Freude vorher bei dem bloßen Gedanken — da!"

Und da zerknüllte sie den Brief in der Hand mit einem einzigen kraftvollen Ruck und steckte ihn in die Tasche.

„Else von Thümen muß noch gar nicht wissen, wie wir mit den Nachbarn stehen, sonst würde sie uns nicht einladen! Oder hat ihnen der Graf einen Wink gegeben, damit sich Papa dort mit den Leuten wieder stellen kann? 's würde doch nicht lange dauern! Walther Siethen? Der sogenannte ‚schöne Mann', sechs Fuß zwei Zoll, sanftmütig, brav, lange blonde Koteletten, gute Zähne, wohlgepflegte Hand und schließlich so viel Verstand, wie ein Mann braucht, um ein Mädchen ‚glücklich zu machen'! Sie mag's wohl schwer begreifen, wie ich es bei Papa aushalte, die Else Thümen. Papa, der — ich habe es so schön gesagt — ein etwas schwer

zu behandelnder Charakter ist! Da denkt sie, könnt' ich mich eines guten oder schlimmen Tages kurz fassen und irgend einen Walther Siethen nehmen, der sein Herz auf der Zunge tragen muß, da sie ‚es überall gehört hat!‘ Frau von Siethen werden oder mich von Papa trennen — auf die eine oder die andre Weise wird's freilich enden! Ja, wenn er käme und sagte: ‚Du brauchst meine Frau nicht zu werden, ich will dir nur meinen Namen und ein Asyl auf Schloß Siethen bieten‘, so könnte er mich morgen nehmen. Was morgen?! Heut! Nachher würde die Zeit schon das ihre thun! Aber auf so einen tiefen Gedanken dürfte der sanfte Riese schwerlich kommen!"

Hier war sie bei ihrem Hinundherwandeln wieder unter dem Nußbaum angelangt, wo sie vorher mit dem Fremden gesessen. Sein Stuhl stand noch schräg und weit vom Tische ab, wie er ihn beim Aufstehen gelassen, und in dem geharkten Boden waren mehrmals zwei schmale Stiefeln mit festeingebohrtem Absatz abgezeichnet.

„D e r eher! Der würde Worte finden, stark und weich, wie man sie dem Weibe sagen muß, wenn es mit dem Herzen hören soll. Woran mag er gedacht haben, als ihm das Blut in den Kopf schoß, der Mann mit dem flammenden Mal auf der Stirn?"

Sie wendete sich hart um und blickte den Buchsbaumweg hinab, unwillig, daß der Fremde ihre Gedanken so viel in Anspruch nahm.

„Ob auch die Verdammten in Dantes Inferno es sich übelnahmen, daß ihre Augen auf der tröstlicheren Menschengestalt des sie besuchenden Dichters mit Wohlgefallen geruht, so lange er mit ihnen sprach und sie ihr Elend vergessen machte? Nein, aber die Flammen brannten heißer nachher und die Nägel schnitten grimmiger, und da mögen sie ihm wohl geflucht haben!"

Die Sonne strahlte senkrecht an der langen Hauswand auf den kleinen Vorgarten hernieder. Langsam und schläfrig strich einer der graugeringelten Scheunenkater durch den Gang, auf hohen Beinen, den gewölbten Buckel an der überhängenden Buchsbaumhecke reibend, und blinzelte mit einem halben Auge auf ein mutwilliges Finkenpaar, das vor ihm her, mit kurzen Schwingen immer weiter weichend, sein Spiel trieb, bis alle drei in die Nähe des Fräuleins gekommen waren und diese dem Treiben durch ein unwilliges „Husch!" und

eine Schirmbewegung ein Ende machte. Die schlanken, bunten Tierchen flogen mit raschem Schwirren auf, und der Kater wand sich geschickt durch eine dürre Stelle im Buchsbaum auf die Beetseite der Hecke, wo er geduckt und abwartend stehen blieb.

„Die reine Idylle!“ sagte das Fräulein zornig. „Man könnte Verse darüber machen!“

„Alexandrine!“ kam da plötzlich eine Donnerstimme von der Straße her über das Staket, „du hast wohl wieder mit dem Mittagessen meinetwegen gewartet?“

Das Mädchen fuhr zusammen. Sie sah sonst nicht nervös aus, bei diesem Anruf aber bekam ihr Gesicht plötzlich einen eigentümlich erregten, halb ängstlichen, halb erbitterten Ausdruck. Der Rittmeister war draußen auf der weichen Straße unbemerkt herangekommen und trabte jetzt mit einem: „Da soll doch gleich dieser und jener!“ vorbei auf das Hofthor los. Und Alexandrine ging langsam ins Haus. Sie wußte, daß sie's wieder einmal nicht recht gemacht hatte.

Der alte Herr war nämlich stets äußerst ungehalten auf sich, wenn er sich bei einer Mahlzeit verspätete. Das hatte dann aber jedesmal nur die Folge, daß er's die andern entgelten ließ, in erster Linie seine Tochter. Hatte man in solchem Falle *nicht* auf ihn gewartet, so pflegte er sich bei Tisch über „den Mangel an Respekt, welcher die Kinder unsrer Zeit auszeichnet“ zu verbreiten. *War* aber gewartet worden, so nahm er es sich noch dreimal mehr übel, zu spät gekommen zu sein und die Hausordnung gestört zu haben, und fand dann natürlich überall Grund zu schelten. Er verspätete sich nun freilich bei seinem „Appetitritt“ vor Tisch leider fast täglich, da er es außerordentlich liebte, sich mit den Bauern und Tagelöhnern unterwegs in längere, stets etwas kriegerische Gespräche einzulassen.

„Habe wieder warten lassen!“ nahm er sogleich das Wort, als er seiner Tochter im Salon ansichtig wurde. „Thut mir gewiß leid! Habe aber schon oft genug gesagt, daß es eine weit feinere Höflichkeit wäre, mir die Beschämung zu ersparen, daß ich das ganze Haus warten lasse! Muß mir nun bei jedem zerkochten Gemüse und jedem verbratenen Bissen Fleisch den Vorwurf machen: das ist deiner vermaledeiten Unpünktlichkeit wegen nicht à point auf den Tisch gekommen! Junge Damen ahnen nicht, wie peinlich

das einem alten Soldaten ist. Man hat aber diese Rücksicht auf mich nicht genommen!"

Schon oft genug gesagt! — Ja, leider hatte Alexandrine das häufig genug gehört, wie ihr marmorkaltes Gesicht deutlich verriet.

„Hm, das Gesicht, das du mir da machst, ist auch ein frostiger Willkommen!" fuhr der Rittmeister, schon eine erhebliche Schattierung ärgerlicher, fort. „Daß ich alter Mann es in meinem Leben noch nicht einmal so weit gebracht habe, zu Hause mit einem freundlichen Gesicht empfangen zu werden! C'est une délicatesse du coeur, jemand, dem wir etwas zu verzeihen haben, besonders liebenswürdig zu behandeln!"

„Verzeih, Papa," erwiderte Alexandrine, ohne mit einer Wimper zu zucken, „wenn ich dich eine Verdrießlichkeit habe merken lassen, welche ich in deiner Abwesenheit gehabt. Es ist mit der Post eine Art Einladungsschreiben von den jungen Thümens auf Stangenhagen gekommen. Abends Tanz und für die Herren Spielpartie. Es ist fatal. Du wirst nicht recht Lust haben hinzugehen, obwohl es eine gute Gelegenheit wäre, mit dem Grafen und den andern wieder ins gleiche zu kommen. Und dann ist auch meine Balltoilette nicht in Ordnung. Die Damen tragen jetzt sämtlich die Kleider anders, als meine noch gemacht sind. Eine Absage würden uns Thümens wiederum recht übelnehmen; das könnte dir nun und im Grunde auch mir ziemlich gleichgültig sein, obwohl Else eine alte Schulfreundin von mir ist und die einzige, mit der ich hier verkehre. Aber wenn wir nicht gehen, glauben möglicherweise die andern Herren vom Kreistage, es wäre dir wegen der kleinen Auseinandersetzung in betreff der Nutheschaukosten, daß du ihnen nicht unter die Augen treten möchtest!"

Sie hielt inne. Der alte Herr sah seine Tochter von unten herauf an. Er wußte noch nicht genau, worauf es hinaus sollte und ahnte doch, daß noch etwas käme.

„Kurz, Mademoiselle haben Ihre Entscheidung schon getroffen: Sie werden hingehen," sagte er. „Das konnte man mir auch sans détours mitteilen. Ich merke ja doch, ob Sie mögen oder nicht. Und man sollte wissen, daß ich viel zu höflich und gut geschult bin, in irgend etwas dem Wunsche einer Dame entgegenzuhandeln. Ich werde mir ja bei der Heimkehr in der Nacht einen neuen Gichtanfall holen, aber was thut das!" Dabei war er ein Mann von Stahl und

Eisen trotz seiner einundsechzig Jahre. „Vogue la galère! Hast du schon zurückgeschrieben, daß wir annehmen?"

„Papa, du vergißt," erwiderte Alexandrine mit unentwegter Ruhe, „daß ich dich über die Annahme oder Ablehnung zu fragen noch nicht Gelegenheit hatte!"

„Ich vergesse, ich vergesse," brummte der Rittmeister, den des Mädchens kühle Art unsagbar ärgerte. „Ja, ich werde schwach in meinem alten Kopfe und es ist nur gut, daß wir Greise Kinder haben, die tagtäglich um so viel gescheiter werden, als bei uns die Gehirnerweichung des Alters zunimmt!"

Das Fräulein senkte unmutig die Stirn.

„Es thut mir leid, wenn du dich darüber aufregst," sagte sie. „Mir kommt die Einladung auch nicht gelegen, schon wegen der Toilettenfrage. Verzeih mir, Papa, daß ich wieder damit komme. Aber wenn du dich entschließest hinzugehen, werd' ich dich leider bitten müssen, mir etwas Geld zu einer neuen Balltoilette zu geben — es läßt sich nicht gut umgehen!"

Es ist für eine Frau stets ein peinlicher Moment, wenn sie um Geld für ihre persönlichen Bedürfnisse bitten muß, selbst wenn sie genau weiß, daß der andre gern und ohne Frage gibt. Auch der Rittmeister schlug eine solche Bitte nie ab, aber er knüpfte an die Gewährung stets eine gründliche Auseinandersetzung über „Sparsamkeit und richtige Einteilung seiner Mittel"; und so lebte Alexandrine in beständiger Scheu vor dem Augenblick, wo ihr Taschengeld zu Ende war.

Heute blieb ihr diese Ansprache zunächst erspart, da eben jetzt die beiden Oekonomen in den anstoßenden Speisesaal traten, in schwarzen Röcken, steif und feierlich, wohlgebürstet und mit glänzendem Haupthaar, wie „der Herr Inspektor" Sonntag mittags auszusehen pflegt. Sie grüßten durch die offne Thür mit einer stummen Verbeugung und der alte Herr brach ab, merkte sich aber, was er hatte sagen wollen, um es über Tisch Zinsen tragen zu lassen. Jedoch der Aerger über die Unterbrechung und zugleich darüber, daß seine Tochter, der er so gern gab, ihm ihre Bitte in so vorsichtigen Umschweifen, so wenig kindlich vertrauend vortrug, nebenbei noch die leise Empfindung, daß er mit seinen wohlgemeinten Ermahnungen nur dies eine Resultat erzielte, sich das Mädchen, auf das er so stolz war, zu entfremden, das alles zusammen machte sich in einem grellen, überlauten Ausbruch von Lachen

Luft, mit dem er kopfschüttelnd und hochrot im Gesicht nach dem Speisesaal ging.

Alexandrine, welche dies Lachen nicht verstand, sah ihm mit unmutig starren Augen nach und folgte ihm, nachdem sie den Sonnenschirm, den sie noch in der Hand gehalten, auf eins der Sofas geworfen, wo der schräg fallende mit seiner blaßvioletten Seide in frappierendem Gegensatz zu dem reichen und sattbunten Satteltaschenmuster des Plüschbezuges liegen blieb.

Bei Tische sprach niemand als der Rittmeister. Die beiden Inspektoren wußten aus Erfahrung, daß man noch am besten wegkam, wenn man „den Herrn“ reden ließ. Letzterer rächte sich dann wieder dafür durch Bemerkungen, wie: „Ja, es gibt Leute, die sich streng an das Bibelwort halten, ‚man sündige nicht mit dem, was in den Mund ginge, wohl aber mit dem, was aus demselben käme‘, und deshalb bei Tische lieber essen, als sich an der Unterhaltung beteiligen“ — oder: „Nicht wahr, lieber Herr Inspektor, manche Hähne krähen nur, wenn sie auf ihrem Dunghaufen stehen?“ Im übrigen aber verbreitete er sich heute mehr über die „moderne Unsitte nächtlicher Tanzveranstaltungen“, namentlich auf dem Lande, mit nachheriger Heimfahrt, stundenlang auf Vicinalwegen, eine Quälerei für die Pferde, die den schweren Kutschwagen meilenweit durch Mahlsand oder in holperigen Geleisen schleppen, und für die Menschen, die's im stickigen Inneren desselben aushalten müßten und nicht einmal ein Fenster für die erfrischende Nachtluft öffnen dürften, aus Furcht, sich zu erkälten, weil sie ja bei dem sogenannten Vergnügen sich über Gebühr echauffiert hatten. Und das große Glück, eine halbe Nacht mit den alten märkischen Querköpfen Rotwein trinken, Whist spielen und ihnen ihre fortissimo vorgetragene Weisheit ablauschen zu können über die vergleichsweisen Vorzüge von Kompost, Leopoldshaller Kainit und der „Seele der Landwirtschaft“, die aus den Kasernen stamme &c.

Der Erfolg war der, daß Alexandrine der ganze Ball vollkommen verleidet war, als man sich nach der süßen Speise erhob und der alte Herr sich anschickte, den beiden Oekonomen zum Entgelt für das, was sie zu hören bekommen, ein paar von seinen echten, alten Virginias zu holen.

Das Fräulein stand indessen in ihrem Zimmer, hinter den geschlossenen Jalousieen, im Halbdunkel und dachte, daß nun bis zum Kaffee die nachmittägliche Gartenpromenade mit

dem Vater kommen würde, gangauf, gangab zwischen den Beeten, ein und eine halbe Stunde lang, und daß ebenso lange die unvermeidliche Auseinandersetzung über die Toilettenfrage dauern würde. Und wenn er dann genug über „die Unwirtschaftlichkeit der Frauen im allgemeinen und in Bezug auf ihren Anzug im besondern, sowie über das Ungesunde und Unpassende der modernen Ballkleidung" gespottet haben würde, ließe er sicherlich nach dem Kaffee anspannen, führe nach Potsdam, zwänge den Modewarenhändler, den Laden noch einmal zu öffnen, und kaufte ihm für jeden geforderten Preis ein paar pomphafte Seidenkleider ab, nach seiner Wahl und seinem furchtbaren Geschmack, so daß sie wie eine kalifornische Nabobsfrau auf den Ball käme. Und verriete sie auch nur durch eine Miene ihr Entsetzen über seine Wahl, so käme das Kapitel von der „Undankbarkeit der Kinder" für den Abend heran.

„Taub," dachte sie, „wer taub wäre! Vielleicht komme ich noch dahin, ihm vorzulügen, ich sei krank, um mich ins Bett legen zu können und verschont zu bleiben. Aber vorläufig bin ich noch zu stolz, zu lügen. Kommen wird's freilich auch, wie trotz aller Willenskraft schon die knechtische Furcht vor seinem Schelten, die Verschlossenheit, die Entfremdung, der stille Grimm über dies ganze Elend in mir aufgekommen ist. Die nächste Stufe wird die Heuchelei, die Augendienerei, die Lüge sein. Er erzieht mit Gewalt in mir alle unedlen Eigenschaften, er drückt mich hinab, er macht eine Sklavenseele aus mir, er bringt mich um Stolz, Freiheit, Jugend — ich vergehe, ich ersticke unter diesem ewigen, endlos breitgetretenen Kleinkram — wenn er es ahnte, der alte Mann, wie er mich quält mit seinem beständigen, gutgemeinten Tadeln, Erziehen, Schelten und Sticheln!"

Sie fuhr zusammen, sie horchte, seine Thür war gegangen, jetzt war er schon ungeduldig; sie wußte, daß er sie empfangen würde mit einem halbunterdrückten Lächeln, weil er wieder einmal mit seinem Lieblingsgrundsatze: „Damen können nie pünktlich sein" recht behalten. Und es wäre ihr lieb gewesen, hätte plötzlich das Haus angefangen zu brennen, damit sie nicht hinbrauchte, dies Lächeln zu sehen. Sie kniff die Lippen fest aufeinander und wandte sich mit einem trotzigen Ruck zum Gehen. „Nur rasch, nur wieder hinein!" dachte sie, „beileibe ihm keinen neuen Anlaß geben!"

Und es kam, wie sie gedacht.

„L'exactitude est la politesse des rois — aussi des reines!“

Mit diesem stachlichten Bonmot begrüßte er sie, das gefürchtete Lächeln auf den Lippen. Dann ging es hinaus, und draußen wurde dann bis gegen drei Uhr nach allen Richtungen das Kapitel von den Auswüchsen der weiblichen Toilette erörtert, wobei der alte Herr nach seiner Manier immer Wahres und Falsches, Grobheit, Liebenswürdigkeit und Spott mit seiner genialen Dialektik durcheinandermengte, bis endlich das Opferlamm seiner Beredsamkeit die Geduld verlor und bei seinem biblischen Hinweis auf „die Lilien auf dem Felde, die sich keine Sorgen um ihre Kleidung machen und doch schöner seien, als Salomo in seiner Herrlichkeit“, lächelnd erwiderte: „Ja, in der Toilette könne sie aber nicht gut zu Thümens auf den Ball gehen!“

Hierauf erfolgte ein Sturm der Entrüstung. Und während er äußerlich mit herben Glossen die Unkindlichkeit dieser Antwort kritisierte, überlegte er innerlich, ob er ihr nicht bei seinem vorherigen Ringelreiten gegen die Damenmoden doch etwa einige zu empfindliche Stiche versetzt. Da er jedoch, wie jeder echte Redner, nicht mehr recht wußte, was er gesagt, fühlte er sich eher schuldig, als unschuldig, und beschloß seufzend, sein Nachmittagsschläfchen aufzugeben und ihr aus Potsdam noch heute ein besonders hübsches Ballkleid zu besorgen, um sie wieder zu versöhnen. Aber dieser Verzicht auf die gewohnte Bequemlichkeit und gleichzeitig die Idee, daß ihm sein Kind so leicht etwas übelnehme, gaben leider unterdes seinen polternden Worten einen um so verletzenderen Klang von Bitterkeit.

Der Kaffee wurde unter dem Nußbaum im Vorgarten eingenommen, und die vorbeigehenden Tagelöhnersfrauen staunten das feine Gedeck, die zierlichen Tassen und Kannen, das schwere, alte Silberzeug und das in regungsloser Vornehmheit dasitzende gnädige Fräulein an, das die düsteren Augen kaum zum Gegengruße erhob, während sie auf den offenbar schlecht gelaunten Gutsherrn nur einen scheuen Seitenblick warfen.

In der guten Absicht, die Alexandrine längst kannte, aber mit den bösen Worten: „Ich fahre nach Potsdam, ich ergreife die Flucht vor der Opposition, die ich in meinem Hause finde und die mich daraus vertreibt!“ stieg er nach dem Kaffee auf den Stuhlwagen und Hagert, der Kutscher,

auf dem Hintersitz, machte hinter seinem Rücken einen krummen Buckel — er wußte, daß es unterwegs ungemütlich werden würde.

Gerade im selben Moment setzte drüben in Neuen-Kähnsdorf die Hochzeitsmusik mit einem kräftigen, gellenden Schlage ein. Und während der Wagen vom Hofe fuhr, horchte Alexandrine aus ihrem offnen Fenster hinüber, um sich zu überzeugen, wie außerordentlich deutlich man jedes einzelne Instrument höre. Der neuliche Abend fiel ihr ein und damit der Besuch von heute morgen, und wie sie daran dachte, daß sie dem Vater davon noch nichts gesagt — sie war ja in der dreistündigen Unterredung nicht weiter viel zu Worte gekommen — da stand plötzlich der Gegensatz zwischen ihrer augenblicklichen gedrückten, verfinsterten, hartseligen Stimmung und der angeregtfreien, in der sie während des Gesprächs mit Bernhard sich befunden, schneidend vor ihrer Seele. Jetzt begann drüben eine kreischende, juchzende Fröhlichkeit laut zu werden; da zog sie das Fenster wieder zu und ging nach ihrem Zimmer. Als sie nun dort auf ihrer Ottomane träumend lag, schloß sie die Augen und überdachte die Begegnung von heute früh noch einmal, und an ihren sich lösenden und erweichenden Zügen konnte man deutlich sehen, daß auch ihre Seele in diesem Gedenken sich wieder freier regte und sich wohlthätiger daheim empfand, als in ihrem sinnfälligen Daheim. — — —

Zu gleicher Zeit wanderten die beiden Freunde auf dem Waldwege nach Potsdam und plauderten.

„An dem Rittmeister habe ich," sagte der Pfarrer, „das Bibelwort von dem ‚Salze, das dumm wird', verstanden. Ein Mann von durchdringendem und regsamem Geiste, hat er beim Regiment und in der Landwirtschaft nicht genügende Bethätigung gefunden und verschafft sich nun mit allerlei Jongleurkünsten der Dialektik die nötige Bewegung. So ist er einerseits zum Sophisten geworden, der alles nach Laune beweisen oder widerlegen kann, dem jede eigentliche Meinung und Ueberzeugung abhanden gekommen, der sich beständig widerspricht, sich dann mit einem Kunststück heraushilft und stets recht haben will; andrerseits aber fühlt er sich eben deswegen verzweifelt unbehaglich in seiner eignen Haut, er merkt, wie sein Kern in die Brüche gegangen, ist mit sich selbst und der ganzen Welt beständig im Hader. Das kommt davon, daß er sich zu seinen kräftigen Schultern nicht

Pflichten gesucht hat, welche schwer genug dafür waren; daß er sich gewöhnte, das Leben auf die leichte Achsel zu nehmen. Das einzige Ganze an ihm ist die Liebe zu seinem Kinde. Aber, wie er nun einmal ist, kann er sie bei allem guten Willen nur quälen. Sie ist nicht bei ihm aufgewachsen, er hat sie in den besten Familieninstituten erziehen lassen. Sie ist eine ganze, entschlossene Natur und würde bald das Rechte an ihm empfinden, ihn daran ergreifen und wieder aufrichten, wäre sie eben nicht zu vielfordernd, folgerichtig und unnachsichtig. Die verblüffenden Meinungswechsel des Alten, seine Launen stoßen sie ab, und wenn man ihr selbst die Augen für sein Wesen aufschlösse, würde sie doch zu idealistisch-unmilde sein, zu wenig anpassend und verzeihend, sich damit auszusöhnen. Das Leben wird sie erst lehren müssen, Kompromisse zu schließen. Ich weiß nicht, wie das noch enden soll, und bin begierig, zu erfahren, wie Gott der Herr diese beiden unähnlichen Naturen, die er aneinander gekoppelt, zu einander und zum Frieden führen wird."

„Er stellt ein versöhnendes drittes Element dazwischen," sagte Bernhard. „Das ist wie in der Chemie: dies Metall und jenes verbinden sich auch nur, gesellt sich zu den wesensverschiedenen ein drittes ausgleichendes!"

„Und das dritte kriegt Püffe von beiden Seiten," meinte der Pfarrer lächelnd. Dann bogen sie in eine schmale, grüne Schneise ein, welche zum hohen Ravensberg führt. Der Pfarrer hatte den Spaziergang vorgeschlagen, um dem Hochzeitslärm zu entgehen. Und der Tag war so schön, daß man oben auf der Bergkuppe den herrlichsten Sonnenuntergang über den Havelseen haben würde. —

Etwa zur Zeit, als sie den stillen, steilen Weg in die Höhe klommen, rasselte des Rittmeisters Stuhlwagen über das Straßenpflaster in der Residenz. Herr Laube, der Modekrämer, war nicht daheim, sondern im Kaffeegarten vorm Brandenburger Thor. „Allez, Cäsar! Fort, Hektor!" Und die beiden Braunen trabten mit dem leichten Wägelchen über den Wilhelmsplatz nach dem Café Sanssouci. Als sie denselben Weg zurückmachten, saßen drei Personen auf dem Wagen. Der Rittmeister hatte nicht locker gelassen, bis sich Herr Laube mit süßsaurem Gesicht entschloß, mit zum Laden zu fahren. Man verliert nicht gern die Kundschaft, und wenn man's auch entbehren könnte, gönnt man sie doch dem Nachbar nicht. Nun sitzt man neben dem Herrn Baron auf

dem Wagen und läßt sich links und rechts von den lustwandelnden Bekannten grüßen, welche sich untereinander erstaunt fragen: „Wie kommt nur der Laube zu der Freundschaft mit dem Alten-Kähnsdorfer Baron?"

Vorm Geschäft in der stillen, sonnigen Straße steigen sie ab. Alles, was noch daheim ist, guckt aus den Fenstern, als der Wagen hält. Dann muß Hagert in die Ausspannung fahren, damit Cäsar und Hektor sich abkühlen und eine Metze Hafer fressen.

Herr Laube hat in seinem Laden zwei Jalousieen aufgemacht und bringt aus der Tiefe und Dunkelheit von den aufgeschichteten Seidenstücken eins ums andre ans Licht, rollt je ein paar Meter auf und wirft sie in reichen Falten über die Lehne eines umgedrehten Stuhls. Er rechnet im stillen aus, um wie viel er anständigerweise wegen des gestörten Sonntagsvergnügens aufschlagen könne. Dabei springt er immer zu, sobald der Rittmeister mit den schmierigen Fahrhandschuhen, in denen er die gewichste Leine gehalten, selbst das Zeug angreifen will, um es anders zu drapieren, so daß der Herr Baron ganz entzückt ist über den liebenswürdigen Diensteifer des Mannes. Wie der alte Herr sich nun aber in die Schwierigkeiten der Wahl verwickelt, ein Geschäft, bei dem bekanntlich Damen von Geschmack und Energie stundenlang nicht zum Entschluß kommen, da dämmert ihm doch so etwas auf, als habe er sich in eine Sache eingelassen, welche über seine Kräfte geht.

„Hier habe ich nun noch etwas ganz Besondres," kam plötzlich Herr Laube herbeigelaufen. „Ein Stoff, über den neulich Ihre Königliche Hoheit ganz entzückt waren!"

Das ist Herrn Laubes ultima ratio, eine wählende Kundschaft zur Entscheidung zu bringen. Ihre Königliche Hoheit hat den Stoff nie gesehen, aber wer hätte den Mut, sich gegen den erlauchten, tonangebenden Geschmack zu entscheiden?

Es ist ein grelles, herrliches Pfaublau, schwer wie Brokat, mit tellergroßen eingewirkten Rosen in leuchtendstem Goldgelb — als Tapetenmuster oder Portierenstoff muß es sich großartig, wenn schon etwas sonderbar machen. Für ein Kleid hingegen möchte es mehr nach dem Geschmack einer Krunegerfürstin sein.

Der Rittmeister erinnert sich dunkel, daß er vor dreißig Jahren eine Staatskutsche, mit ähnlichem Stoffe ausgeschlagen,

besessen hat, und daß alle Welt damals über dies Wunder an Geschmack und Noblesse die Hände über den Kopf zusammengeschlagen. Er wählt den Stoff, außerdem noch einen großkarrierten, rotschottischen Atlas, der ihm besonders gefällt.

„Wird das meiner Tochter auch stehen?“ fragt er.

„Fest überzeugt, daß einer Schönheit wie der gnädigen Baronesse alles steht!“

„Und ist das auch modern?“

„Man trägt ja heutzutage alles! Erlaubt ist, was gefällt!“

Das letztere ist ein Satz nach dem Herzen des alten Herrn. Er nickt zufrieden.

„Schicken Sie die Stoffe gleich, reichlich so viel, wie zu je einem Kleide nötig, nach der Ausspannung und die Rechnung zu Bankier Markus; der zahlt für mich!“

Herr Laube bückt sich tief, bahnt dem Baron einen Weg durch das Gewirr von kostbaren Stoffen rings um ihn, öffnet ihm die Ladenthür, und der alte Herr ist selig im Vorgeschmack der Ueberraschung, die er der Tochter machen wird.

„Ob ihr die Stoffe auch gefallen werden?“ fragt er sich dann mit einem ganz leisen Unbehagen. „Bah — ich werde es ihr schon plausibel zu machen wissen. ‚La beauté est souveraine!‘ werde ich sagen. Und dann muß sie ja auch die gute Absicht anerkennen.“ Er trinkt noch einen Schoppen in „Stadt Königsberg“, und dann stelzt er über die lange Brücke nach der Ausspannung. Eine halbe Stunde darauf traben Cäsar und Hektor in flottem Gang am Jägerschießhause auf der Miechendorfer Chaussee vorbei.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kuppe des großen Ravensberges war aufgeforstet, seit Bernhard das letzte Mal droben gewesen. Die Freunde hatten, als sie oben in der übermannshohen Schonung standen, durch welche schräg die langen Sonnenstreifen fielen, nur noch jenseits die Aussicht auf einen breiten, langsam steigenden Hang, Millionen grüner, im Schatten liegender ernster Wipfel, aus denen kein Laut herüberdrang. Es war kühl auf der Höhe und begann schon still zu werden, nur eine Spottdrossel ahmte noch den melancholischen Schrei der Goldammer nach, daß es einsam zwischen den jungen Stämmen schallte. Ein Ausblick auf die Seen und die sinkende Sonne war nirgends, und so traten die beiden den Rückweg an.

„Es schadet auch nichts," sagte der Pfarrer. „So schön das Schauspiel ist, der Sonnenuntergang, so unfruchtbar. Ich habe noch keinen Menschen gesehen, der wirklich, wie's im Volksliede heißt, ‚Frömmigkeit und Tugend daraus gelernt' hätte. Und die Tugend, die nur auf schönen Eindrücken basiert ist, ruht auch nicht gerade auf festem Fundament!"

„Das ist eine Verurteilung meines ganzen Lebens. Ich strebe nur nach schönen Eindrücken, wie du es nennst," erwiderte Bernhard nach einer Pause.

„Das habe ich nicht sagen wollen!" gab der Pfarrer zurück. „Aber da du es selbst aussprichst, will ich nicht leugnen, daß ich dein Leben für ein beneidenswert schönes, aber unfruchtbares halte. Es ist eine ideale Existenz, wie sie viele träumen. Unabhängig sein, zwischen Marmorgöttern, in Gesellschaft des Sophokles, Theokrit, Homer, Ariost und Stifter heiterem und mäßigem Lebensgenusse leben, wie die ambrosischen Götter auf dem Olymp, ohne Sorge, ohne Streben, aber auch ohne Nutzen für die Mitlebenden! ‚Sich selbst schön und frei ausleben' ist eine bestechende Phrase. Der Mann muß einen Beruf haben. Unsers Nächsten willen sind wir auf der Welt. Mit unsern besten Kräften da in die Speichen fallen und mitschieben, wo wir am meisten das störrische Rad umdrehen helfen können. Zuletzt kommt das Gericht, erst in uns in den Stunden, wo wir merken, daß es zu Ende geht, und dann am jüngsten Tage; und beidemale wird gefragt: ‚Was hast du mit deinem Pfunde angefangen?' Du, lieber Bernhard, hast bisher das deine vergraben!"

Der Pfarrer hatte das in Absätzen herausgebracht, ohne Härte, mit milder Stimme. Bernhard reichte dem väterlichen Freunde die Hand und sagte: „Verzeih mir — mein Glaube ist ein andrer. Laß uns nicht streiten."

„Es liegt mir auf dem Herzen," fuhr der Pfarrer fort, nachdem er die Hand genommen und gedrückt. „Und ich mußte dir's sagen. Du sprachst heute mittag davon, daß du schreibst. Ich weiß, du kannst bessre Romane machen, als die Leute, welche die Feuilletonspalten unsrer Tagesblätter füllen. Warum gibst du nichts von dem heraus, was du in der Stille für dich arbeitest? Du wirst sagen, dann ist deine heimliche Freude am Schaffen dahin, und es würde dir die stolze Befriedigung geraubt werden, deine Ideale frei und ohne Rücksicht auf die Lesebedürfnisse der Leute auszugestalten. Jetzt sei dir die Arbeit selbst ein Genuß, und du

fühltest dich innerlich wachsen während derselben und durch dieselbe. Ja, mein Freund, das ist — —"

Weiter kam der Pfarrer nicht; sie traten eben aus der Schneise zwischen den „Kuscheln" hervor auf den großen Waldweg und da schallte ihnen eine furchtbare Stimme entgegen: „Wer krauchst da in dem Busch herum? Ich glaube, Sie sind es, Herr Pastor! Sie pirschen doch nicht heimlich im königlichen Forst? He? Na, nichts für ungut! Guten Abend! Halt, Cäsar! Steht!"

Es war der Rittmeister, welcher seine dampfenden Pferde anhielt.

„Kommen vom Ravensberg? Wollen nach Hause, wie? Na, steigen Sie nur auf und lassen sich heimkutschieren! Haben Besuch bei sich? J, was thut denn das! Sind ja vier Plätze auf'm Wagen. Hagert, steige 'mal ab und setze dich hier neben mich!"

Der Kutscher gehorchte, der Pfarrer stellte Bernhard dem Rittmeister vor, beide nahmen die hinteren Plätze ein und fort ging's den Dörfern zu.

Unterwegs zeigte der alte Herr sich heiter, gesprächig, er war über „seine Ueberraschung" gut gelaunt und es fehlte nicht viel, so hätte er den Freunden die beiden Kleiderstoffe gezeigt. Er machte einen Witz über den andern, sie waren meist nicht fein und Bernhard zwang sich nur aus Höflichkeit zum Lachen, aber immerhin erschien ihm der Mann nicht so furchtbar, wie ihn der Pfarrer geschildert.

„Na, was bekomm' ich nun für Fuhrlohn?" schrie er vom Bock herunter den Pfarrer an, als dieser vor dem Pfarrhause vom Wagen gestiegen war. „Aber ich weiß schon: Undank ist der Welt Lohn. Sie werden mir dafür nächstens wieder ein paar Fuhren fürs Kirchenland zudiktieren! Na, dann lass' ich's aber zur Klage kommen!" Und darüber stimmte er, mit der Peitsche die beiden Herren salutierend, ein Gelächter an, das wie eine Detonation klang und die Pferde im Galopp anspringen machte.

Bernhard und der Pfarrer sahen sich an, blickten einen Moment kopfschüttelnd dem Wagen nach und traten ins Haus. — —

Es war fast Abendbrotszeit, als der Rittmeister, seine zwei Pakete unter den Armen, zu seiner Tochter in den Salon trat. In dem großen Raum war's gegen draußen schon völlig finster.

„Was ist denn das?“ fuhr er heraus. „Noch kein Licht! Da soll doch gleich dieser und jener das saumselige Geschöpf, die Therese, holen!“

„Ich habe sie hinausgeschickt, als sie vorhin mit Licht kam, Papa. Es ist nicht ihre Schuld!“

Der Rittmeister war eigentlich nur ärgerlich, weil er sich's so schön vorgestellt, wie er gleich beim Eintreten die beiden Stoffballen entrollen und sie Alexandrine triumphierend hinhalten will. Nun hat er sie unter dem Arm und kann, wie ein Dienstmann, stehen, bis Licht kommt. Natürlich verdrießt ihn das.

„Du nimmst auch stets die Leute gegen mich in Schutz,“ brummt er. „Und dann taugt das gar nichts, im Dunkeln sitzen. Da fängt man nur Grillen. Unsre Gedanken sind immer von der Farbe des Lichts, in dem wir sitzen, finster im Finstern, licht im Lichten! Potztausend, wie lange soll ich warten, bis ihr Esel euch herbeiläuten laßt,“ fuhr er gegen die auf das heftige Läuten herbeistürzenden Leute los. „Das kann nicht loskommen von seinem Klatsch in der Küche!“

Im Nu brennt eine mächtige Astrallampe auf dem runden Tische, der alte Herr wirft beide Stöße hin und entrollt sie, indem er eine Faltendrapierung versucht, wie er sie Herrn Laube abgesehen zu haben glaubt. Leider kommen aber dadurch bei dem einen nur die kolossalen gelben Blumen in dicht nebeneinander liegenden Streifen zur Geltung, bei dem andern wird der Eindruck ein überaus vergnüglich bunter. Das Fräulein sieht von einem zum andern und steht zunächst ganz starr.

„Soll das für mich sein, Papa?“ fragt sie schließlich nach einer Pause, während welcher dem Rittmeister sehr heiß geworden ist, mit einer Stimme, welche deutlich Bestürzung und Schrecken verrät.

Ihre fürchterlichsten Ahnungen sind in Erfüllung gegangen.

„Gewiß!“ antwortet er und sieht sie mit Augen an, als wolle er sie verschlingen. „Für wen denn sonst?!“

„Der alte Mann hat dir eine Freude machen wollen. Dafür mußt du dich dankbar beweisen,“ denkt sie. „Für seinen Geschmack kann er ja nicht!“

„Ich danke dir von Herzen, lieber Papa,“ antwortet sie laut, wenn auch nicht ohne einigen Zwang und lange nicht in dem Taumel freudiger Rührung, wie der Rittmeister es sich unterwegs so schön ausgemalt. „Aber es ist — es ist

viel zu kostbar für mich.“ Sie bringt es mit einem Zucken der Brauen vor. Es ist ja nicht wahr, es ist nur zu furchtbar häßlich, und sie denkt unwillkürlich daran, wie sie sich heut mittag gesagt: „Die nächste Stufe wird die Heuchelei, die Lüge sein!“ und da hatte sie ja nun die schönste Unwahrheit ausgesprochen. Aber selbst dies Opfer war umsonst gewesen. Der Rittmeister hat in ihrem Gesicht gelesen — die gefaltete Stirn, die starr prüfenden Augen, welche die Ungeheuer von gelben Blumen zu zählen scheinen, sagen ihm, wie's steht.

„Zu kostbar, zu kostbar!“ bricht er mit Löwengrimm los, daß die Decke hallt, und schlägt mit der Faust, in der er den Stoff zusammenknüllt, auf den Tisch, daß die hohe Lampe klirrend wankt. „Warum die Verstellung? Sagen Sie doch lieber offen: Es gefällt mir nicht. Aber man will den Papa schonen — der ist schon schwachköpfig und nimmt gleich alles krumm; da bringt man's lieber hinten herum an, statt ehrlich zu kommen und zu sagen: ‚Papa, ich danke dir, du hast dir so viel Mühe gemacht, weißt du, der Laube hat dich betrogen, das ist jetzt mode passée, wir wollen morgen hinfahren und umtauschen!‘ Aber so viel Vertrauen darf man dem alten Manne nicht beweisen. Lieber zeigt man ihm eine unkindliche Furcht, verstellt sich und sagt mit gemachter Demut: ‚Zu kostbar, zu kostbar für mich!‘ Und läßt ihn so die Entfremdung fühlen, die Tag für Tag tiefer wird zwischen Vater und Kind. Denn für so einfältig hält man mich doch nicht, daß man denkt, ich durchschaue so etwas nicht. Aber man nimmt Rücksichten, vorsichtig, höflich, wie gegen Fremde. Zum Teufel!“ und die Wut bricht wieder durch, „ich will nicht, daß gegen mich ‚Rücksichten‘ genommen werden. Das ist das einzige Gute in der Familie, daß man da wahr sein kann und sich geben kann, wie einem zu Mute ist, weil man weiß, daß man Nachsicht findet. Nur ich, ich habe das Unglück, nichts recht machen zu können, und wenn ich mir den ganzen Sonntag Nachmittag um die Ohren schlage, in Potsdam alle Welt aus ihrem Vergnügen reiße und alles womöglich über den Kopf deswegen bezahle, so finde ich zu Hause nicht die geringste Anerkennung dafür und kann sicher sein, mit aller meiner Zuvorkommenheit nur um so mehr anzustoßen, je mehr ich mich plage! Da möchte man ja denn doch gleich diesem und jenem den ganzen bunten Kram in den Rachen werfen!“

Sprach's, war mit zwei wuchtigen, sporenklirrenden Tritten an der Thür und warf sie mit ungeheurer Vehemenz hinter sich ins Schloß, die Seidenballen, welche er während seiner Rede arg mit den Fäusten malträtiert hatte, halb zerknüllt auf dem Tische liegen lassend.

„Und wäre ich so ehrlich gekommen und hätte genau seine Worte gebraucht, so wär's auch nicht recht gewesen und es hätte genau die gleiche Szene gegeben," sagte Alexandrine vor sich hin, während sie, stillstehend, mit großen, starren Augen auf die Thür blickte, die unter seinem Wurfe noch zu zittern schien.

Dann ging sie langsam zum Klingelzuge, setzte ihn in Bewegung und hieß die eintretende Therese den Stoff sorgfältig wieder glätten und für morgen früh die Kalesche nach Potsdam bestellen.

„Der Herr Rittmeister läßt sich für heute abend entschuldigen und kommt nicht zum Thee!" meldete inzwischen von der Thür her der alte Friedrich, des Herrn Leibdiener. Er hält seine silberbordige Mütze in der Hand und macht ein eigentümlich leidvoll dummes Gesicht. Der alte Mann ist seit seiner Militärzeit des Rittmeisters Bursche und Diener und hat eine Art Vertrauensstellung im Hause, wenn das auch äußerlich nicht zur Geltung kommt. Er ist schon vierundzwanzigmal im Zorn entlassen worden, aber nie gegangen, und wird nächstens das Jubiläum seiner viertelhundert Entlassungen feiern. Hat sich der Herr mit irgendwem geärgert, an dem er's nicht genügend auslassen kann, so hilft er sich gewöhnlich dadurch, daß er dem alten Friedrich etwas gegen den Kopf wirft. Dann erfolgt noch ein Ausbruch von Grobheiten, wie ihn nur der Rittmeister haben und der alte Friedrich vertragen kann, und nachher fühlt der Herr sich wieder leichter.

„Nehmen Sie ein wenig kaltes Fleisch mit hinüber, Friedrich," sagt die Baronesse, „und bereiten Sie den Thee selbst!"

Der alte Friedrich weiß nämlich, wie in solchen Fällen vorzugehen. Er „macht den Thee selbst", wie das Fräulein sagt; das heißt, er braut die richtige Mischung zusammen von Thee, Rum und Zucker, so daß eigentlich etwas herauskommt, das ein andrer einen steifen Grog nennt. Das nimmt dann schließlich der Rittmeister doch und es thut ihm immer sehr gut, wenn er sich geärgert hat.

Alexandrine ließ eine Viertelstunde vergehen. Sie stand ruhig an einem der noch offnen Salonfenster, ließ sich kühl anwehen und blickte zu den ziehenden Wolken hinauf, welche silbern durch den mondhellen Himmel flogen.

Dann geht sie hinüber. Der Vater liegt schon im Bette, Friedrich hat einen Tisch mit Lampe, Geschirr und Büchern an das Kopfende gerückt und ist eben dabei, draußen noch ein wenig „Thee“ zu bereiten. Ueber dem Bette ist eine Trophäe an der Wand angebracht von Pistolen, Degen und Tatarendolchen, ein ganzes Arsenal, daß der Rittmeister alle Räuber der Mark umbringen könnte, wenn sie sich einmal nachts in seinem Zimmer ein Rendezvous gäben.

Zunächst geht Alexandrine sehr ruhig in das Nebenzimmer, holt einen Lampenschirm und deckt ihn so über die Lampe, daß das grelle Licht dem Liegenden nicht mehr in die Augen fallen kann. Der Rittmeister brummt aus dem Bette etwas Unverständliches als Dank.

„Kann ich morgen früh die Kalesche haben, um nach Potsdam zu fahren, Papa?“ fragt sie dann. „Ich will zur Modistin, um die Zuthaten zu dem blauen Seidenkleide zu bestimmen. Ich will es auf dem Ball bei Thümens tragen.“

Sie hat in die friedliche Nacht hinaus gesehen und sich gesagt, daß es ihr auf das Urteil der Leute über ihren Geschmack nicht ankommen soll, und daß sie dem Vater die Freude machen will, das Kleid doch zu tragen. Es ist das eine Art heroischer Entschluß für eine junge Dame, welche sich geschmackvoll zu kleiden weiß.

„Die Sache kann wohl nicht zur Ruhe kommen?“ sagt der alte Herr borstig. Er denkt, sie wird sich auf diese Weise das ganze Fest verderben und er will sie doch nicht um das Vergnügen bringen. Darum kann er das Opfer nicht annehmen, das sie ihm bringen will. Das ist ein ganz guter Gedanke, aber er bringt ihn etwas rauh heraus. Er sagt: „Ich habe keine Lust, dich dann den ganzen Abend mit einer Duldermiene, als ob du dich wegen des seidenen Lumpens am Pranger fühltest, herumlaufen zu sehen. Wenn du morgen nach Potsdam fährst, tauschest du ihn dir um. Hätten wir's gleich so gemacht, hätte ich den ganzen Aerger nicht gehabt. Aber da muß ich alter Narr den dummen Gedanken kriegen, meiner Tochter eine Ueberraschung machen zu wollen!“

Während er das sagt, kocht der Zorn plötzlich noch einmal auf in ihm. Er fühlt es und möchte ihn doch nicht an

ihr auslassen. Da schreit er in jäher Hitze los und schlägt mit der Faust auf den Bettrand: „Und nun will ich allein sein! Ich will nichts mehr hören von der ganzen vermaledeiten Geschichte!"

Alexandrine steht eine Sekunde mit zusammengezogenen Brauen da. Dann sagt sie ruhig: „Gute Nacht, Papa! Rege dich wegen der Sache nicht mehr auf und sei herzlich für die beiden Kleider bedankt!"

Darauf geht sie. So gut sie es meinte, es hat etwas kühl geklungen, und der alte Herr hat das mit innerem Grimm wohl gefühlt.

Alexandrine überschreitet langsam den Korridor; im Salon hört sie das dumpfe Dröhnen des Basses und Kreischen der Fiedeln von drüben. Sie geht nach dem Speisezimmer und öffnet ein Fenster. Der Hof liegt weit, in bläulicher Helle vor ihr. Nichts regt sich auf demselben. Durch die dunkle Wand der Parkbäume schimmert hier und da ein Licht aus Neuen-Kähnsdorf herüber. Die Musik hat eben aufgehört, es ist eine tiefe Stille draußen. Nun dringt ein leiser Laut aus einem der Ställe, das unterdrückte Brummen einer träumenden Kuh. Und ein ganz heimliches Rascheln vom mondbeschienenen Ziegeldach des Hühnerstalles verrät, daß dort ein schleichender Marder nach einem Durchschlupf sucht. Aber er findet ihn wohl nicht und das arglose Hühnervolk mag in Frieden schlummern.

Die tiefe Ruhe draußen thut ihr weh. Die frische Luft erkältet sie bis ins Mark hinein. Ihr Herz fühlt sie seltsam steinern und schwer in der Brust liegen. Es ist zu stolz, sich zu winden und zu krümmen — aber sie fühlt sich entwürdigt. Alexandrine ist kein Mädchen, welches weint, doch die Augen brennen ihr. Sie verzweifelt nicht und ihre Kraft ist noch lange nicht erschöpft, aber sie empfindet, wie sie sich verhärtet und wie die edleren, feineren Fibern ihrer Seele, wie die weicheren Fasern ihres Herzens sich vergröbern.

Und dann empfindet sie deutlich, wie ganz in der Tiefe ihrer Brust eine vulkanische Schicht, unterdrückter Groll, Freiheitsdrang, Sehnsucht nach Verstandenwerden und einem edleren Dasein, wie das alles, einen gewaltsamen Ausbruch drohend, schwillt und schwillt, steigt und steigt, glühendheiß, bis es plötzlich mit einem Eclat alle Rücksichten zersprengen und ihr ganzes Leben umstürzen wird.

Ja, wenn das uferlose Meer über diesen elenden, bäu-

rischen Frieden hereinbrechen wollte — oder wenn das uferlose Meer der Leidenschaft an ihre Seele heran sich wälzen wollte, sie aufhebend und wild gen Himmel schleudernd, wie die See im Sturm mit den Granitblöcken spielt, die sie am Strande findet — nur so ein Gewaltiges wäre im stande, sie zu erlösen — aber woher soll das hier kommen, in diesem tiefen, wüstenhaft totengräberischen Sande?

Da tönt ein verlorener Ruf durch die Nacht herüber. Es ist die Stimme der Frau Pastorin, die in den Garten nach ihrem Mariechen ruft — eine frauenhaft helle und starke Stimme, voll gesättigten Friedens, wie eine Glocke. Ja, die Frau hat es gut! Ihr Leben verfließt in der Enge, aber sie hat das Glück.

Das Glück! Nach welchem alle ringen und seufzen.

Alexandrine ekelt es an, in diesem banalen Chore mitzuwinseln, es all den schwachen, sehnenden Herzen gleich zu thun!

Doch gibt es ein Größeres, als das Glück? „Die Liebe“, hat der Gast heute morgen gesagt.

Welche Erlösung, käme sie, tosend, ein Wildsee im Sturm!

Aber woher soll sie kommen in diesem versandenden Dasein?

Wieder schallt der helle, starke Ruf von drüben aus dem Pfarrhause herüber.

Sie lächelt und denkt: „Soll es daher kommen, woher der Ruf? Soll der gelehrte, schlanke Mann, der drüben weilt, Gedanken wie Feuerbrände in trockene Herzen zu schleudern vermögen?“ Sie wird zu seiner Vorlesung gehen, wo sie etwas hören soll, darin „Sturm und Drang“ sei, wie er sagt. Wird das eine Meerflut im Sturm sein, was der „Sturm und Drang“ nennt?

Da beginnt drüben quiekend, schnarrend, brummend und dröhnend von neuem Musik und Tanzlärm, und sie schließt das Fenster.

Fünftes Kapitel.

Die Baronesse ging am Mittwoch gegen sechs Uhr nachmittags hinüber ins Pfarrhaus. Montag und Dienstag hatten den gleichen Aerger gebracht, und Alexandrine war

herzlich froh, wieder einmal eine ruhige Stunde in einer so friedlich-behaglichen Häuslichkeit zu verleben, wie die des Pfarrers war.

Als sie in die gute Stube bei Pastors eintrat, da dünkte die Decke sie niedrig, die Luft dumpf; das braune Ripssofa mit den hohen Holzfüßen, die Mahagonistühle, das Prunkspind mit den porzellanenen Nippsachen hinter blitzblank polierten Glasscheiben kam ihr unsäglich altmodisch vor, und die Gardinen ohne Stoffüberhang, so sauber sie waren, erschienen ihr dürftig — um so kleinbürgerlicher war alles für sie, je mehr sie im stillen mit Behagen an diese Stätte gedacht, wo sie ausruhen wollte. Aber als dann die Menschen eintraten, Frau Trudchen, die rasch eine hübsche Haube aufgesetzt, mit ihren klaren, innigen und herzensheiteren Augen und der in ehrlicher Freude gegen den „lieben Besuch" ausgestreckten Hand; der Pastor, den man aus der Studierstube holte, das ganze Gesicht voll milden, einfältigen Friedens und harmonischer Sammlung; dann der Gast, der im Garten mit den Kindern getollt und nun mit blühenden Wangen, blitzenden, frohen Augen und lustig über die Stirn fallendem Hauptbaar hereinkam, da wurde dem verwöhnten, stolzen, einsamen Mädchen doch plötzlich so ganz eigen ums Herz, als spränge dort ein Reif, der es zusammengeschnürt.

Das Gespräch floß leicht und heiter dahin. Bötzow war am Montag auf dem Gute gewesen, hatte in der Bibliothek gearbeitet und dann noch die jungen Thümens kennen gelernt, die gerade gekommen waren. In den nächsten Tagen sollte er seinen Besuch dort machen. Dann kam's auf die Schätze in der Bibliothek. Und endlich erinnerte das Gutsfräulein an die versprochene Vorlesung.

Es war mittlerweile im Zimmer schon schummrig geworden, denn vor den Fenstern standen zwei riesengroße Linden — wie Schirmträger gegen Licht und Sommerhitze. Man mußte zur Vorlesung die Ampel anzünden und die Laden schließen. Da war auf einmal das Zimmer ganz eigentümlich traulich und behaglich, denn der dicke, rosige Lampenschleier hüllte die oberen Dreiviertel desselben in ein höchst angenehmes Halblicht, gab allen Gesichtern etwas Frohes und Zartes, machte die Silber- und Porzellansächelchen in der Servante mystisch aus dem Dämmernden aufblitzen, und die vielen weißen Häkeldecken, welche Frau Trudchens Fleiß und Sorgsamkeit überall hingebreitet, lagen

da mit ihren Sternen- und Blumenmustern wie allerliebste, rosige Ornamente, die man nach orientalischer Art in die Möbelstoffe eingewirkt.

Es kam über Alexandrine etwas wie eine leichte Traumstimmung. Sie lehnte sich in die Kissen zurück und richtete ihren Blick in Erwartung auf Bernhard, welcher im breitarmigen Lehnstuhl gerade im hellen Licht unter der Ampel Platz genommen und dessen Züge durch die tiefen Schatten verschärft und sozusagen unterstrichen wurden. Er hatte sein Manuskript zur Hand genommen und las; und während der ersten Sätze machte Alexandrine bei sich die Bemerkung, daß der Lesende doch eigentlich einen edlen und durchgeistigten Kopf habe und daß seine Hand, sehnig, gebräunt, wie sie war, zwar keine schöne, doch eine interessante Männerhand sei. Dann nahm die Erzählung ihr Interesse ganz in Anspruch.

„— — Fünf Jahrhunderte nach unsers Heilandes Geburt gebot zu Is, der reichen Stadt am Meer, Herr Gradlon, der greise König. Das Symbol seiner Herrschermacht war ein wundersamer Schlüssel von gewaltiger Größe und aus reinem, blinkendem Golde, den er an einer Kette allezeit, bei Nacht und Tag, an seinem Halse trug. Wer diesen Schlüssel besaß, war Herr von Is; denn es war das der Schlüssel eines ungeheuren Felsenschlundes nahe der Stadt, dessen Balkenthor zur rechten Zeit geöffnet und geschlossen werden mußte, damit die Stadt nicht von den Fluten des Meeres verschlungen würde.

Es lag nämlich Is an einem Meeresarm, der tief in das Land hineingriff und durch den, schäumend zwischen den Felsenufern, das Weltmeer seinen Wasserschwall turmhoch hereinwälzte, wenn es stieg. Dann ging der König mit seinen Dienern zu dem Schleusenthor an jenem Felsbassin und schloß es mit dem goldenen Schlüssel auf; so strömte das Wasser, ohne sich anzustauen und die Stadt zu überfluten, in jenes unterirdische Riesenbecken. War aber die Flut vorüber, so sperrte man das Schleusenthor wieder zu, und der König stieg von seinem Turm herab, es mit dem Schlüssel zu verschließen, damit die Wasser nicht weiter abflössen und in dem Meeresarme nicht zu flach stünden, sondern die Schiffe bequem zur Stadt heranrudern könnten.

Denn Is war eine reiche Handelsstadt, und es waren neben dem Könige mächtige Häuptlinge in derselben, welche

großen Anhang hatten und dem Könige seine Macht neideten. Da aber jeder seine Gefolgschaft zu stärken suchte, durch Gastereien und Schmause, die er den Bürgern gab, so war in der Stadt eitel Schlemmen und Prassen.

Herr Gradlon nun besaß ein holdseliges Töchterlein, Dahut mit Namen; und um Dahut warben sie insgesamt, die Reichen und Vornehmen von Js, und redeten dem Greise zu, die Maid zu vermählen.

Dahut aber wußte, daß die Freier mehr nach dem Schlüssel trachteten und der Königsmacht, denn nach ihrer Liebe. Und dazu war sie dieser ihrer Liebe nicht mehr Herrin, da sie sie insgeheim verschenkt hatte. Morvan, der Sänger, besaß sie.

Und Morvan war ein stolzer, hochfahrender Mann, gewaltig von Ansehen und Sinnesart; seine Rede rollte, wenn er sprach, gleich Wogenbrüllen über die Häupter der Menge, und es schienen, wenn er sang, Flammen aus seinem Munde zu gehen, denn aller Gedanken und Blicke entzündeten sich in Begeisterung. Und in der Schlacht war sein Eisen mit solcher Kraft am Werk, daß es Helme zerschnitt gleich Tuch, und Brustpanzer gleich Linnen.

Was Wunder, wenn Dahut an ihm hing mit leidenschaftlicher Liebe und alles vergaß über seiner Zärtlichkeit.

Nun aber war der Barde geringen Geschlechts und lebte in der Königsburg von Gradlons Milde. Hatte ihn auch der König lieb, so mochte er ihm doch nicht die Tochter geben und ihn zum Erben des Reiches machen.

Da aber die Freier den König drängten, wußte der sich nicht mehr Rat und ließ hinaussagen in die Stadt: „Jedweder Edle solle werben dürfen um des Königs Tochter im Brautkampf von Mann zu Mann, mit Schwert und Streitaxt, zu Roß und zu Fuß.“

Der dies verkünden mußte, war Morvan. Da hättest du ihn sollen stehen sehen auf dem Stein am Markt, wie seine Augen blaue Funken sprühten und sein Schwarzhaar wild flatterte. So eine grimme Drohung war in seiner Stimme, als er die Königsworte aussang, daß nur wenige der Entschlossensten kamen, um zu turnieren. Allein auch Morvan trat vor den König am Tage vor dem Wettkampf und sang ihm ein rührendes Lied, daß der Greis in Thränen saß. Dann stürzte er vor ihm nieder und bat ihn demütiglich, daß er an dem Turnier dürfe teilnehmen.

Gradlon aber schüttelte sein Haupt.

Da sprang der Sänger auf und rief einen furchtbaren Fluch herab über die Stadt und deren Fürsten, die um Dahut werben dürften, also daß der König heftig erschrak. Und wie er noch bleich in seinem Purpursessel lehnte, verließ jener die Halle.

Während nun in der Stadt das Fest bereitet ward und das Turnier zugerichtet und des Königs Kind in Thränen lag, denn in dreien Tagen sollte sie ungeliebten Mannes Weib sein, da irrte Morvan finster und wie außer sich in der Felsenwildnis am Ozean.

Und wie in der ersten Nacht die wilden Stimmen um ihn her tobten, da wucherte in ihm ein wilder, riesenhaftfrevelnder Gedanke hoch auf. Er sann auf Rache an Gradlon und der Stadt, und wie er dabei Dahut gewinnen möchte. Und schon ahnte er, wie er es ausführen würde.

Am zweiten Morgen aber hörte er ein Jauchzen der Drommeten und ein Jubeln aus Is, daß er in ungefügen Sprüngen davonfloh, um nicht mit dem nackten Eisen in die Stadt einzubrechen wie ein Mörder.

Denn da unten in der Ferne auf dem sandigen Platz am Strande warben die Edlen mit ritterlichen Waffen um die süße Geliebte, und er irrte hier gleich einem Narren in der Wildnis.

Um die zweite Abenddämmerung saß er fern, am Eingang des Meeresbusens auf steilem Fels; wie er langher die gewaltigen Wogen über den Ozean heranrollen sah, da ward ihm, als schwöllen sie auf, hochauf bis zu ihm und schwemmten ihn zurück zu der Stadt, da die Geliebte seiner harrte. Er fühlte, wie sie seiner gedachte und in Sehnsucht ihn zurückrief, denn er hörte es im Winde wie klagende Seufzer, aus der Ferne schien es über die Wasser zu kommen wie ein unendliches Stöhnen.

Er hatte sie vergessen wollen — nun war er überwunden und ganz in seines grimmen Planes Bann; so trat er den Rückweg nach der Stadt an. Das düstere Feuer, das in seinen Blicken brannte, weissagte Unheil; den grollenden Stimmen über dem Meere hatte er's abgelauscht, daß Stürme und Wassersnot toben würden, noch ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergangen. Und so schritt er und kam in der Nacht dräuend daher, wie ein Bote des Verderbens, wie ein Sturmvogel vor der Springflut.

Als nun die Morgendämmerung gelb anbrannte fern über Gallien, und die Wächter in der Stadt schliefen, da stand Morvan unter den Fenstern der Geliebten und sang ihren Namen. Und beim ersten Ton seiner Stimme gingen die Vorhänge auseinander, ein bleiches Antlitz tauchte in der Fensteröffnung auf, bleich, daß dem Sänger drunten das Herz sich spaltete, wie vor dem Angesicht des Todes.

Leise Worte wurden geflüstert, hinab und hinauf, ein Versprechen ward geheischt und gegeben, das den Untergang der Stadt bedeutete.

Der folgende Tag nun war der dritte Tag. An dem rauschten hoch auf die Wogen der Lust; des Königs Tochter wurde an diesem Tage gefreit. Auf dem Marktplatz war ein großes Gelage angerichtet, bei dem die halbe Stadt schmausend saß; und als die Lust und das freudige Jauchzen am höchsten gestiegen, da stand plötzlich Morvan gleich einem Propheten auf dem Stein am Markt und rief mit gewaltiger Stimme seinen Fluch über die Schmausenden.

„Ihr Frevler!“ rief er. „Ihr schwelgt — hört ihr nicht die Woge des Verderbens heranrauschen? Ich sage euch, wer jetzt hier sitzt, vom Fischleib schneidet und ißt, an dessen selben Leib werden die Haie sich letzen, noch ehe es dreimal Abend geworden! Und wer jetzt Wein schlürft und kann nicht genug davon schlucken, der soll alsbald in wirbelnden Wasserstrudeln die Salzflut einschlürfen müssen, bis er davon genug hat. Stimmt an euer gellendes Lachen! Eure tauben Ohren werden hören lernen, und eure lachende Lippe wird vor Angst erbleichen!“

Als er dies gerufen, entwich er starken Schrittes durch die Entsetzten.

Am Abend spät aber gelüstete ihn, den Mann zu sehen, welcher im Schwertkampf Dahut davongetragen. Der saß an des Königs Tafel und schmauste. Da stieß Morvan die Saalthür auf und stand plötzlich dem greisen König gegenüber und der ganzen Tafelrunde der Stadthäupter. Neben dem Herrscher saß Dahut und an ihrer Seite frohlockend der Sieger im Brautkampf. Noch aber blinkte der Herrscherschlüssel am Halse des alten Königs.

Und eben lachte Herr Gradlon und sprach, sich reckend: „Nun gemach, ihr frohen Zecher, jetzt strecke ich mich zum Schlafe. Morgen früh, mein Sohn, sollst du ihn in deinen

Händen halten, den Schlüssel von Gold — laß ihn mir noch diese eine Nacht!"

„Herr König!" rief da von der Thür her dumpf des Sängers Stimme, denn ein plötzliches Erbarmen faßte ihn mit dem greisen Helden. „Schlaft nicht diese Nacht! Lasset euch warnen, schlaft morgen früh!"

Der König blickte auf und sah den geflohenen Sänger heimgekehrt.

„Greift ihn!" rief er. „Was soll die Warnung?"

Dahut war aufgesprungen und stand vor dem Sänger, ehe denn die Helden sich auf ihn stürzten.

Morvan schlang seinen linken Arm um sie und reckte mit der Rechten den Andringenden den Knauf seines Schwertes entgegen, das er um die Scheide gefaßt hielt, um mit der Schwertstange ihre Streiche aufzufangen.

„Ich mahne dich an dein Versprechen!" raunte der Sänger dem bleichen Königskinde ins Ohr.

„Und du sollst ihn haben, den Schlüssel, Geliebter!" gab ihm ein Hauch ihres Mundes zur Antwort. „Erwarte mich unten am Strandweg!"

Dann löste Morvan seinen Arm von der Maid und verschwand hinter der Saalthür. Es wagte niemand, seinem Schwertknauf zu begegnen, den er gleich einer Keule schwang.

Dahut aber war wie im Krampf auf einen Sessel gesunken und hielt ihre blutlosen Lippen fest aufeinander gepreßt. Ihr Blick war starr vor sich hin gerichtet. Sie schien auf eine verborgene Stimme zu lauschen, die leise zu ihr sprach, und antwortete auf keins der zornigen Worte, die man ihr gab. Zuletzt stand sie auf und saß wieder nieder an ihres Vaters Seite, und das Fest ging weiter.

Als nun der König Gradlon in tiefem Schlafe lag, und in seiner Vorhalle die Wächter nicht minder fest schlummerten, denn der Held selbst, da sie trunken waren, stahl sich die bleiche Maid in des Herrschers Gemach. In ihrem Antlitz war kein Tropfen Blut, ihre Augen standen starr und unheimlich, gleich den Augen einer Geistesverwirrten; sie kniete vor des Greises Bettstatt nieder und sah zu, wie seine Brust und wie der Schlüssel auf derselben bei den tiefen Atemzügen sich hoben und senkten. Der weiße Bart mischte sich auf dem Kissen mit dem weißen Langhaar des Schlummernden; ehrfurchtgebietend sah der königliche Greis aus, wie er da auf seiner Ruhestatt lag, mit purpurner Decke zugedeckt.

Lange, bange Minuten lag die Maid vor dem Bette auf ihren weißen Knieen; dann kam es plötzlich über sie, wie ein Sturm der Leidenschaft. Schauer gingen über ihren Körper, vom Nacken bis zur Sohle. Wild fuhr sie auf, löste mit raschem Griff den Schlüssel und die Kette vom Halse des Greises und sprang hinaus . . . .

Da wandelte nun Dahut durch die unheimliche Nacht, am Strande entlang, der Bucht zu, wo der Sänger in seiner Barke ihrer harrte. Und zwischen zerrissenem, flatterndem Gewölk flimmerte ein bleiches Himmelslicht hernieder und schimmerte undeutlich auf den gurgelnden Wassern an ihres Pfades Seite.

Plötzlich heulte der Sturm daher und die Wellen begannen zu brüllen.

„Entthront hast du deinen Vater, gestohlen den Schlüssel und die Königsmacht für deinen Geliebten," hieß das Lied.

„Ja, für meinen Geliebten!" gab Dahut zornig zur Antwort. „Da ich ihn liebe, frage ich nicht, was er mich thun hieß. Da er mich's thun hieß, that ich's! Was kümmert es mich, ob ihr's gestohlen nennt!"

„Wandle nicht so nahe am Strande! Wir greifen nach dir, wir reißen dich herab!"

Und eine donnernde Woge spritzte über den Felspfad.

„Nicht sterben jetzt, da ich ganz soll sein werden, da ich alles weggeworfen, was mich von ihm trennte!" und sehnsüchtig breitete sie die Arme aus.

„Nicht sterben jetzt magst du: Siehe doch, wie wir schwellen und gegen dich heraufbranden. Wir kommen daher in unendlichen Geschwadern, die ganze Stadt zu verschlingen; die untergehen muß, Mann, Weib und Kind, da sie dein Vater nicht mehr schützet, denn du, du hast den Schlüssel gestohlen!"

„Mein Geliebter soll sie schützen," schrie jubelnd Dahut, „soll führen die Schlüssel und die Schleuse öffnen. Ich setze ihn zum König."

Und sie fing an zu laufen längs des Strandes, den schon die tobende Flut überspülte.

„Du setzest ihn zum König" — Sturm und Wasser brüllten laut auf, und der Fels zitterte — „zum König an deines Vaters Statt, denn bald brechen wir ein zu dem schlafenden Manne; und wie er daliegt, der Greis, ehrwürdig im Weißhaar, als du ihn atmen sahst zur Stund', so werden wir ihn ertränken und erwürgen in seinem Gemach, so wird

er ersticken im Gischt! Darum ist es recht und besonnen, wenn du einen neuen König bestellst, du Ungeheuere!"

Als Dahut so ihres Vaters gedachte, den das Wasser nun ersticken sollte um ihrer That willen — denn wohl erkannte sie, daß die Sturmflut da sei — da sank sie plötzlich in die Kniee; die gewaltige Liebe hatte sie thun lassen, was immer Morvan heischte. Nun sah sie, daß sie den Tod des greisen Vaters und der Stadt Untergang verschuldet.

„Du aber willst dich nun davonstehlen" — so schrieen tausend brausende, zischende, heulende Stimmen — „nun davonstehlen, vielhundertfache Mörderin, zu seinem Lager und willst sehen, wie er dann wiederkehre mit dir an die Stätte der zerstörten Stadt und eine neue gründe, darinnen er König sei und du an seiner Seite ruhest. Glaubst du, daß wir je aufhören werden, dir in die Ohren zu singen von deiner That?" —

Da barst die Luft von einem ungeheuren Schrei, der in der Stadt sich erhob. Allesamt erwachten die Schlummernden und schrieen um Hilfe, denn die Wasser brachen herein. Ueber dem Schmausen hatten es die Wasserwächter verschlafen, und das Verderben war unabwendbar.

Wie Dahut den Schrei hörte, fuhr sie auf und lauschte; schon war sie umflutet auf ihrem hohen Strandpfade von weißem Gischt, der ihre Füße netzte. Im feuchten Sturmwinde flatterte ihr lichtes Brautgewand, darinnen sie entflohen war von des Verlobten Seite; kaum hielt sie sich aufrecht vor Fiebern, die sie schüttelten.

Da kam es geschritten mit mächtigem Tritt durch die über den Weg leckenden Strandwasser: Morvan, der Retter!

Und das Weib flog an seinen Hals und liebkoste ihn in unendlicher Zärtlichkeit und küßte ihn und hing ihm den Goldschlüssel auf die Brust und weinte und lachte in Fiebern, und dann hing sie so schwer an seinem Halse, daß die Last ihn, den Starken, niederbeugte. Und die Wasser rauschten höher auf und höher; und als er schreiten wollte, da klammerte sie sich um seine Kniee, so daß er die Füße nicht regen konnte, und als die Wogen ihnen bis an die Hüfte gingen, und er sie aufheben wollte, um sie zu tragen, da flüsterte sie: „Hörst du, was die Wellen raunen: Entthront hast deinen Vater, gestohlen Schlüssel und Königsmacht für deinen Geliebten! Jetzt aber dringen wir hinein zu dem schlafenden Manne; und wie er daliegt, ehrwürdig im Weißhaar, als

du ihn atmen sahest zur Stund, so werden wir ihn jetzt erwürgen. Er springt auf, schon schäumt der Saal voll Wasser, nicht findet er im Finstern die Pforte, er sinkt, er röchelt, er erstickt!"

Und wortlos schrie sie auf in den heulenden Sturm.

„So laß uns den großen Frevel nun bedecken mit unsers Lebens freiem Opfer! O Süßer, Geliebter, um deinetwillen that ich's! So verlaß du mich jetzt nicht in der Todesnot!"

Schon umrauschten die vollen Wogen sie, prallten gegen ihre Brust und schlugen spritzend über ihre Häupter hinweg, zerrten, rückten an den Stehenden und suchten sie aufzuheben. Allein Morvan, der Starke, stand fest. Ein gewaltiger Jubel kam über ihn, daß das Weib ihm den rechten Weg gewiesen, den lichten freier Sühne. Darum drückte er sie fest und in heißer Zärtlichkeit gegen sich und schloß ihren Mund voll Dank mit einem langen, langen, inbrünstigen Kusse.

„O Jubel, Jubel," flüsterte sie, als ihre Lippen sich voneinander gelöst, „so mit dir zu enden! Sieh, Geliebter, alles habe ich gethan dir zuliebe; so kann es dir nicht schwer sein."

So flüsterte sie und herzte ihn mit der Hand; schauernd am ganzen Leibe vor den kalten Wassern preßte sie sich eng gegen ihn und umschlang ihn. Fast reichten die Wasser an ihren Hals, und es war ein nasses Brautbette.

Um sie tobte es und heulte; das Himmelslicht war erloschen; die Schaumkronen allein der ungeheuren Wogen draußen leuchteten fahl. Und es war, als sei kein Unterschied mehr zwischen den Wassern droben und den Wassern der Tiefe, denn Wolken von Schaum und Gischt jagten in der Luft daher von allen Seiten.

Sie aber standen und raunten sich in die Ohren, was sie schon lange wußten, und kauften die letzten Augenblicke aus.

Und als die Kraft erlahmte unter dem Ansturz der Wellen, da beugte Morvan sich nieder und hob sie mit seinem linken Arm hoch auf. Und wie sie sich neigte, auf seiner gewölbten Brust lag, ihr Antlitz auf dem seinen, da stieß er ihr plötzlich den kleinen Dolch von seiner Hüfte bis an das Heft ins Herz.

Mit einem heftigen, kurzen Atemzuge fuhr sie zurück

und war tot. Leicht war ihr das Sterben, das er ihr bereitet, da er sie damit überraschte, wie mit einer letzten Fürsorge.

Die plötzliche Schwere aber des leblosen Körpers riß ihn um, und die brüllenden Wogen schlugen über seinem Haupte zusammen. — — —"

Bernhard hatte langsam gelesen, halb rezitierend, und nur die kräftigsten Stellen mit einer Art heftiger Begeisterung herausgestoßen, wobei sein Gesicht einen ganz eignen Zug von Leidenschaftlichkeit annahm, der es fast hart und wild erscheinen ließ. Dabei legte sich dann die schmale Hand wie eine eiserne Krampe um das Armlehnenende seine Stuhles, als wolle sie die runde, braune Holzschnecke zerdrücken.

Dem letzten Worte folgte eine Pause.

Frau Trudchen saß etwas ängstlich und schaute fragend auf ihren Mann. Sie fühlte sich durch die Erzählung bedrückt. Der Pfarrer hatte eine Falte zwischen den Brauen.

„Hyperromantisch!" sagte er, die Stille brechend. „Und wenn man im Ernst auf das Lied eingehen will: Abscheulich die That, frevelhaft die Sühne, eine echt heidnische Sage! Wie anders mild müßte sich das alles im Lichte des Christentums gestaltet haben!"

Alexandrine sah darauf Bernhard mit einem stillen, lächelnden Blick an. Ihre jungen, romantisch empfindenden Herzen begegneten sich in schweigendem Protest gegen des Pfarrers Urteil, das ihnen ausgesucht spießbürgerlich erschien. Sie glaubten beide frei und kühn zu fühlen, indem sie sich für das Finstere und Großartige der Urzeit, aus der das Lied stammte, begeisterten. Es wirkte in ihnen beiden gleicherweise nur als Poesie, mächtig anregend, und aus Bernhards Augen flog ein dankbarer, warmer Strahl, ihren Blick erwidernd, zu ihr hinüber.

„Da ist es, das uferlose Meer," rief es in Alexandrine, „das heiß über des Mädchens Herz, das eisig über die Stadt hereinbricht, beide verschlingend und doch das Mädchen zu den Wolken schleudernd, eine Märtyrerin, eine Heilige ihrer ruchlosen Liebe!"

„Und nun," fragte sie tiefatmend, „was ist Ihr Anteil an dem Liede? Steht es Wort für Wort schon so im Text, wie Sie es lasen?"

Bernhards Blick leuchtete auf.

„Der Fluch des Sängers am Markt über die Schmausenden,

die Warnung desselben an den König von der Saalthür aus, die Schilderung des schlafenden Greises und der Schlüsseldiebstahl," sagte er, „diese Stücke sind echt; rhapsodisch, trümmerhaft stehen Sie hintereinander in der Handschrift. Der Rest ist mein!"

„Nun bleiben Sie doch aber auch auf ein Butterbrötchen und eine Tasse Thee und nehmen fürlieb!" fiel Frau Trudchen ein, als jetzt eine Pause eintrat.

Da stand Alexandrine rasch auf, dankte herzlich, sagte, sie würde zu Abend drüben erwartet, und beeilte sich, den Abschied abzukürzen. Sie mußte hinaus, ins Freie, sie wollte allein sein!

Ihr Blut geht in einer großen Erregung, wie ein Strom schmelzenden Erzes durch ihre Adern, heiß und pressend. Es dämmert stark, und sie hat die Augen halb geschlossen. Dieser Mann — er hat einen Aufruhr in ihrer Seele entfacht. Es ist ein andrer Mann als Walther Siethen und seine Freunde, sie hat es gleich geahnt. Das Einengende, das Elend des Tageskrames ragt an ihn nicht hinan, er lebt in andern Regionen. O wie bitter, daß über sie selbst beständig dieser lästige Insektenschwarm kleinlicher Sticheleien herfällt und sie abzieht von dem hochgespannten, ureignen Regen in der Tiefe ihrer Seele! Wer doch mitleben dürfte von seinem Leben! Aber sie fühlt, daß das kommen muß nach dem heutigen Abend, welcher keinen Abschluß hatte und eine Fortsetzung heischt. Sie wird ihn nicht darum bitten — es wird sich von selbst so fügen. Morgen, übermorgen wird er kommen, frei und schlicht wird er es ihr anbieten — ebenso ohne Zwang und Scheu wird sie es annehmen. Und dann war ja gleichgültig, was noch von außen auf sie eindrang. Sie lebte wie auf der Höhe und alles innen mußte ausheilen.

Mit diesem hochgespannten Empfinden trat sie in den Speisesaal daheim, wo der Rittmeister schon wartend saß.

Das bekannte Lächeln empfing sie.

„Mademoiselle est bien polie envers moi," hob der alte Herr spöttelnd an. „Sie wollen es durch Ihr Beispiel dahin bringen, daß auch ich es mir vergeben lerne, wenn ich das ganze Haus warten lasse, und daß mir diese Beschämung künftig vorkommenden Falles erspart werde. Oh, merci bien!"

Damit winkte er dem aufwartenden Diener, die Inspektoren zu benachrichtigen, daß gedeckt sei.

Alexandrine lächelte bitter. Die seelische Reaktion ist eingetreten. Sie kämpft mit einer tiefen Mutlosigkeit und möchte sich gern in ihr Zimmer zurückziehen.

Inzwischen geht die Auseinandersetzung des Rittmeisters endlos weiter. Woher die Unpünktlichkeit der Damen wohl kommen möge? Ob von der Sucht, sich geltend zu machen? Im Theater, in Gesellschaft sei das ja begreiflich, aber im Hause? Ob, weil sie gern in „poetischen, ätherischen Regionen höherer Empfindung" schwebten, wo sie die Stunden nicht schlagen hörten? Jedenfalls seien sie darin glücklich, denn nur dem Glücklichen schlage keine Stunde. Aber solche Empfindelei mache nicht satt, wenn man die Mahlzeit versäume! Den Vergleich mit einem guten Rinderfilet — das speiste er gerade mit großem Appetit — hielte sie nicht aus!

Jede dieser Spöttereien, die er behaglich kauend vorbringt, trifft Alexandrine wie ein Pfeil, unter jedem Pfeile blutet's auf, aber mit jeder Wunde nimmt ruckweise ihre Mutlosigkeit ab und eine zornige Entschlossenheit nimmt ruckweise zu. Und der zornige Entschluß heißt: Tragen, was ihr so schwere Bürde schien, pflichtgemäß, mit harrender Geduld — je schneller die Last wächst, desto schneller naht der Augenblick der Befreiung, wo sie dieselbe ohne Selbstvorwurf abwirft. Denn nichts Menschliches kann ins Endlose fortgehen.

Das Mahl ist vorbei. Ihre Stirn ist glutrot, ihre Wangen marmorbleich. Nun liest sie dem alten Herrn im Salon vor — aus dem Konversationslexikon. Es dauert nicht lange, und er schnarcht. Aber sie muß weiterlesen, denn von Zeit zu Zeit wacht er halb auf und macht irgend eine wunderliche Bemerkung, um zu zeigen, daß er alles gehört habe.

Dann schlägt es zehn Uhr. Sie bietet ihm die Stirn zum Kuß und geht in ihr Zimmer. Endlich, endlich ist der Tag vorbei; noch einmal hat sie gewonnen — aber die siedende, ausbruchdrohende Feuerschicht tief unten in ihrer Seele ist um ein Großes heraufgequollen.

Sechstes Kapitel.

Bei einer richtigen Bauernhochzeit muß es auch knallen. Und wenn die Erwachsenen ihre Jagdgewehre losschießen, nehmen die Jungen große alte Schlüssel, die unten ein Loch haben, je größer je besser, bohren eine kleine Oeffnung einen halben Zoll vom Bartrande aufwärts hinein, schütten Pulver in die Schlüsselhöhlung, setzen einen Papierpfropfen darauf und stecken es durch die eingebohrte Zündöffnung an. Es knallt auch, so gut wie ein Pistol, namentlich wenn man hinter die Scheunenwand auf die Wiese damit geht, wo der Schall stark zurückprallt. Aber bisweilen zerspringt es und reißt dem kühnen Schützen ein paar Finger kaput.

„Ach Gott, ach Gott, gnädiges Fräulein!" kam am Donnerstag Morgen die Wirtschafterin zu Alexandrine gelaufen, „Herzsprungs Willem ist am Sonntag beim Schießen auf der Wiese sein Schlüssel geplatzt und hat ihm die halbe Hand weggerissen. Er hat's zu Hause nicht sagen wollen und hat sich die Nacht versteckt. Und dann haben ihn die Alten am nächsten Morgen halbtot geschlagen, als sie ihn im Stall fanden. Und nun ist die Hand ganz schwarz, und ob der Herr den Jungen nicht in die Stadt zum Doktor schicken wollte, wenn heute eins von unsern Gespannen hineinfährt!"

Der alte Herzsprung war der Gutsschäfer. Alexandrine sagt, daß sie selbst gehen wird, sehen, wie's mit dem Jungen steht.

An der Scheunenecke trifft sie den Pastor, der auch eben zu dem Verwundeten will und ihr den Gang abnimmt. Sie weiß, ihr Vater liebt es nicht, wenn sie selber so in die Häuser der Leute geht — „das Volk mißversteht das allemal," pflegt der Rittmeister zu sagen, „und denkt, man will sich populär machen und mit ihnen anfreunden!" Darum wandert sie am Schäferhause vorüber — es ist das letzte Gehöft rechter Hand an der Dorfstraße, dahinter kommt ein Rübsenfeld, ein langer Schlag Roggen, eine Wiese mit einem Teich, wo winters Schlittschuh gelaufen wird, und zuletzt geht der Weg in die Schonung hinein.

Alexandrine hat beim Schäferhause eine Handvoll Alissum abgerissen und trägt den Strauß in der Rechten. Die weißen

Blüten duften süß und stark, dazu steigt vom Wegesrain der kräftige Geruch des Thymian zu ihr auf, und von der nahen Schonung bringt ein leichter Windhauch den harzigen, gesundmachenden Fichtenduft. Wechselnde Schatten gleiten über den fast mannshohen gelben Roggen, der in Riesenschlägen zwischen der Schonung und den letzten Häusern von Neu-Kähnsdorf hindurch bis hinten an die Berge und den königlichen Forst reicht.

Unbemerkt stiehlt sich etwas von der anspruchslosen Zufriedenheit der Landschaft in ihr Herz. Sie ist dicht vor der Schonung angelangt und will eben umkehren, weil sie denkt, daß jetzt der Pfarrer wohl seinen Besuch beendet haben mag, da tritt — zwanzig Schritte von ihr — Bernhard zwischen dem Gebüsch hervor.

Er grüßt. Sie nickt ihm lächelnd zu und bleibt stehen.

Er tritt näher, und sie machen den Weg zum Dorfe zurück gemeinsam. Sie haben ein paar gleichgültige Worte gewechselt — nun gehen sie stumm nebeneinander.

Als sie am Teich vorüber sind, sagt Alexandrine: „Ich habe Ihnen noch nicht gedankt, daß sie mir gestern ‚Dahut‘ zu hören gaben!“

Sie sagt es mit einer sanften Stimme und einem stillen Lächeln, und in demselben Tone antwortet er: „Nicht mit Worten — aber deren bedarf es ja auch nicht immer!“

„Verstehen wir uns so gut, Herr von Bötzow, daß es zwischen uns der Worte nicht bedarf?“ fragt sie zurück, mutwillig und fröhlich und blickt halbseitlich auf ihre beiden Schatten, welche beim Gehen sich verschlingen und eine groteske Figur mit vier Armen darstellen, die unter einem Schirme daher wandelt.

„Ja, gnädigste Baronesse, wir verstehen uns und darum wird unser Schicksal sein, daß wir Freunde werden!“ gibt er ruhig zurück.

„Gut, wir wollen Freunde sein!“ sagt sie tiefatmend. „Ich erlaube Ihnen, mich in Gedanken Alexandrine zu nennen, — lassen Sie mich dafür Ihr freies und schönes Geistesleben mitleben, welches ich ahne!“

„Ich werde geben, was ich kann,“ erwidert er. „Und Sie sollen mir dafür versprechen, mir rückhaltlos stets von dem zu sprechen, was Sie gerade drücken oder bewegen wird. Wollen Sie das?“

„Ich verspreche es!“

Er griff lächelnd in seine Brieftasche und nahm einige engbeschriebene Blätter heraus.

„Hier haben Sie, was mich gestern und heute beschäftigt hat. Es ist ein zweites der bretagnischen Lieder, das ich, wie das erste, frei ausgeführt. Dies ist jünger und stiller, aber der gleiche starke Sinn darin!“

„Und ich? Was soll ich Ihnen dafür bieten?“ fragte sie.

„Freunde dürfen nicht nachrechnen, wie Kontokorrentgläubiger, wieviel jeder vom andern empfing. Das Gebenwollen hüben und drüben stellt schon die Bilanz her, wenn man sich doch gegenseitig nichts schuldig bleiben will. Dies Lied ist gerade den Alissumstrauß wert, wenn Sie denselben in Ihrer Hand gehalten!“

Sie reichte ihm den Strauß — da waren sie am Schäferhause angekommen. Eben trat der Pfarrer mit einem letzten Händedruck aus der Thür — sie gingen alle drei miteinander bis zur Scheunenecke.

„Es ist nicht so schlimm!“ berichtete der Geistliche. „Die Leute übertreiben immer. Gleichwohl schicke ich den Jungen heute mit Krugkäthe, der hineinfährt, nach der Stadt. Wenn es das gnädige Fräulein beim Herrn Rittmeister vertreten will, soll er zum Oberstabsarzt, der Ihre Gutskranken als Ihr Hausarzt mitbehandelt, wie ich höre.“

An der Ecke schieden sie, und Alexandrine ging ins Haus mit einer Empfindung, als trüge sie den ganzen tiefen Frieden der sonnigen Landschaft in ihrer Brust mit hinein. — — —

Drinnen war Besuch.

Als sie über die Hausflur ging, hörte sie aus dem Zimmer des Vaters Gläser und laute Stimmen, und der alte Friedrich kam eben mit einer Silbertablette, auf der eine bestäubte, dickbäuchige Portweinflasche stand.

„Der junge Herr Baron von Siethen und sein Bruder sind beim gnädigen Herrn!“ meldete der Alte. „Die Herren werden zum Frühstück bleiben.“

Im Speisesaal war alles fix und fertig, nnd es dauerte nicht lange, so kamen die Herren herüber.

Die Unterhaltung drehte sich um die Nutheschaukosten. Der kleine Fluß kommt vom Fläming herunter und fällt bei Potsdam in die Havel. Er fließt durch die alte Wiesenniederung, die in grauer Vorzeit einmal lange die Grenze deutscher Kolonisation gegen die Slawendörfer war. Und am Flusse entlang werden noch hie und da die wüsten Stätten

gezeigt, wo zur Zeit Pribislavs und Jaczkos von Köpenick die deutschen Grenzburgen standen. Um den Frühjahrsüberschwemmungen zu steuern, muß man den Fluß sorgsam mit Deichen, Wehren und Abzugsgräben in Ordnung halten, und dazu hat der Kreis eine Nutheschaukommission ernannt, die sich dann und wann das zweifelhafte Vergnügen einer Kahnfahrt den ganzen Wasserlauf hinab machen muß, um zu sehen, wie die einzelnen Güter ihr Stückchen Nuthe im Stande halten. Diese Wasserfahrt kostet natürlich Diäten, welche die Uferadjazenten tragen.

So heilsam die Einrichtung ist, so wenig ist der Rittmeister davon erbaut, denn sie war vor ihm dagewesen und er hatte sie nicht mit gebilligt. Grund genug zur Unzufriedenheit, namentlich wenn dann plötzlich der Briefträger mit einem Anschreiben an die „löbliche Gutsverwaltung" kommt, man möge „bei Vermeidung zwangsweiser Beitreibung," wie das in so einem groben gedruckten Formular heißt, die Nutheschaubeitragsgebühren mit so und so viel Mark und Pfennig bis dann und dann einsenden.

Vollständig zum Ausderhautfahren aber ist es, wenn der Herr Nutheschaudirektor einem schreibt, die löbliche Kommission müsse das Bedürfnis einer Brücke für die Gemeinde Krähwinkel auf Gutsboden anerkennen und fordere die löbliche Gutsverwaltung auf, die Errichtung einer solchen thunlichst bald in Angriff zu nehmen. Die Gutsverwaltung und Herr von Siethen hätten die Kosten gemeinsam zu tragen, da jedem dort ein Ufer gehöre. Selbstredend muß man sich da wehren, wenn man der Herr Rittmeister ist, aus Leibeskräften, und sollte die Sache bis zum Oberpräsidenten und bis an den Landtag gehen. Solche Brücke kostet schließlich höchstens eine tausend Mark, aber — „ich bin für die Bedürfnisfrage nicht um mein Urteil angegangen worden und bestreite dieselbe. Da könnte jeder kommen!"

Herr von Siethen ist nun so eine gutmütige Seele — er möchte den Bauern, die jetzt entweder durchs Wasser oder wenn's hoch steht, eine Viertelstunde weiter oben über die Krähwinkeler Brücke fahren, den Umweg ersparen und will sich fügen. Ja, um dem Rittmeister einen Gefallen zu thun, will er die Brücke allein auf seine Kosten bauen, der andre soll sich nur verpflichten, später die Unterhaltungskosten zu tragen. Aber da kommt er schön an.

„Keinen einzigen Pfosten laß ich auf meinem Grund

und Boden einschlagen, und wenn der Landrat selbst Zimmermann spielte!"

Herr von Siethen, der das Gespräch bei Tische, des unbeteiligt dasitzenden Fräuleins wegen, gern auf einen andern Gegenstand leiten möchte, sagt: „Na Sie werden sich die Sache überlegen und werden's uns zu Gefallen thun. Und wenn's nicht anders sein soll, will ich der guten Nachbarschaft wegen (er hätte ebensogut sagen können: der „schönen" Nachbarschaft wegen) die Brücke auch unterhalten. Ich möchte nicht mit dem ganzen Kreistag deswegen anbinden."

Der Herr Rittmeister ist aber ein alter Praktikus. Er weiß ganz gut, daß Leute, die einem einen Gefallen thun, „mit der Wurst nach der Speckseite werfen", wie er's zu nennen pflegt.

„Nichts da!" brummte er. „Sie sind noch ein Milchbart gegen mich, Herr von Siethen! Werden Sie 'mal erst so alt und lassen sich so viel Wind um die Nase gehen, dann werden Sie sehen, daß man sich die Leute mit Nachgiebigkeit nur verdirbt. Hinter das Geheimnis werden Sie erst mit den Jahren kommen, daß man links und rechts dem lieben Nächsten immer von Zeit zu Zeit recht gründlich auf die Zehen treten muß, damit er nicht seinerseits auf die Idee verfällt, es bei Ihnen zu versuchen. Bauen Sie jetzt den Belzigern die Brücke, dann kommen sie das nächste Jahr und verlangen einen Lehmweg als Zufahrt dazu. Und lassen Sie den Weg machen, heißt's wieder: „Ist nicht breit genug, muß hie und da gepflastert und aufgeschüttet werden," und dann zeigen sie Ihnen eine Verordnung vom Jahre dazumal, wonach Sie Kirschbäume daran pflanzen müssen, und zuletzt sagt der Oberpräsident: „Ja, das ist wohl alte Fahrstraße, da hat die Regierung das Auenrecht daran!" und der Streifen Wiese, den Sie zu dem Wege hergegeben haben, oder die Bäume, das ist dann plötzlich fiskalisch!"

Die Siethener lachten.

„Ja so ist's," fügte der alte Herr dazu.

„Sic eunt fata hominum,
Nunquam grade, semper krumm!

Lassen Sie sich 'mal erst die Milchzähne ausfallen, dann werden Sie schon einsehen, warum ich, der alte Mörner, immer so dreihärig bin!"

Walther sah auf Alexandrine. Es war ihm etwas kitzlich, vor ihr so als Flaumbart behandelt zu werden.

„Sie mögen ja wohl recht haben, Herr Rittmeister," sagte er, „aber hören Sie 'mal, Sie haben doch eine verzweifelt herzhafte Manier, einem seine Jugend vorzuhalten. Man hat doch seine achtundzwanzig auf dem Rücken!"

„Wissen Sie was," meinte jetzt der Baron und faßte den guten Walther mit seinen hellen „Lichtern", wie's im Weidmannsdeutsch heißt, scharf ins Auge, „Sie sind gekommen, mir aus der Patsche zu helfen wegen der Nuthebrücke. Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Wer aber bringt, will auch was haben. Wollen 'mal die Karten auf den Tisch legen. Was wollen Sie von mir? Reden Sie frei 'raus! Sie wären der erste Mensch, der mir in meinem Leben begegnete, wenn Sie aus purer Nächstenliebe für mich eine Tausend-Mark zu der Nuthebrücke aus der Tasche langen wollten."

Walther wurde erst einen Moment verlegen. Dann sagte er, der Rittmeister hätte eine bewundernswerte Menschenkenntnis, und es sei wohl möglich, daß er einmal früher oder später mit einem Anliegen käme.

„Dann 'raus damit!" rief der alte Herr, fröhlich, den andern durchschaut zu haben. „Zug um Zug! Ehe ich nicht weiß, was ich als Gegenleistung zu gewähren habe, kann ich Ihren Vorschlag mit der Brücke nicht annehmen!"

„Dazu wäre jetzt nicht Ort, noch Zeit," meinte Walther mit einem unwillkürlichen Seitenblick auf Alexandrine.

Der Baron war der Richtung seines Auges gefolgt. Plötzlich fixierte er den Siethener mit einem besonders hellen Blick, und als dieser ein wenig errötete, stand er auf und sagte: „Kommen Sie 'mal einen lütten Moment mit mir auf mein Zimmer. Ich glaube, wir haben ein Wort miteinander zu reden. Wir sind gleich wieder hier!"

Walther protestierte — es half ihm nichts. Er entschuldigte sich bei Alexandrine und folgte.

„Hören Sie 'mal an," sagte drüben der Rittmeister. „Ich will mich nicht biblisch ausdrücken und will bloß sagen: ‚Wo die roten Kirschen hängen, da sammeln sich die Starmätze!' Sie sind mir immer ein lieber Gast. Aber Sie kommen jetzt recht häufig herüber, bald wollen Sie meinen Rat, bald wollen Sie mich verpflichten. Sie kommen offenbar um meine Tochter. Ja oder nein?"

„Ich möchte nicht in dieser Art über eine Sache ver-

handeln," erwiderte Walther mit großem Ernst, „welche mir denn doch zu heilig ist, als daß ich gewisse biblische Citate dabei vertrüge!"

Der alte Herr sah ihn groß an.

„So, so, nicht in dieser Art!" fuhr er dann fort. „Hm, de gustibus non est disputandum, und Sie haben eigentlich recht. ‚Zu heilig,' sagen Sie, nun damit bejahen Sie wohl meine Frage ziemlich deutlich?"

Er legte die Hände auf den Rücken und ging im Zimmer auf und ab. Der junge Mann war so übel nicht. Aber das war ja eine ganz verwünschte Idee, die der hatte, ihm seine Tochter wegheiraten zu wollen! Da konnte ja nun und nimmer nichts draus werden! Was sollte er, der Rittmeister, denn wohl anfangen ohne das Mädchen? Wen lieb haben, mit wem plaudern, im Garten spazieren, wer sollte ihm vorlesen — ebensogut konnte der junge Baron von Siethen seinen Kopf haben wollen! Unsinn!

„Ich begreife," sagte da Walther, dem ganz so zu Mut war, als hätte er den Brautwerberfrack an, „daß ich Sie durch das Geständnis, welches Sie mir abgerungen haben, vor eine schwere Entscheidung stelle. Ich glaube, Sie müssen sich erst allmählich an die Idee gewöhnen, Herr Rittmeister, daß eine Zeit kommen wird, wo Sie allein auf Alten-Kähnsdorf leben müssen. Indessen ist es ja nicht weit von hier nach dem Siethener Schlosse. Und wenn Sie über Ihr Vorwerk Siebchen reiten und über meine neue Brücke, so brauchen Sie mit keinem Pferdehuf fremden Boden zu betreten, nur Ihren und Ihrer Tochter, anderthalb Stunden lang! Und schließlich kommt für die Eltern doch immer eine Stunde, wo sie sich entschließen müssen, ihre Kinder . . ."

„Den Teufel auch! Kein Mensch muß müssen!" unterbrach ihn der alte Herr.

Walther schwieg.

„Er hat recht!" dachte der Rittmeister. „Ich kann doch nicht verlangen, daß Alexandrine wegen meiner und dem Konversationslexikon alte Jungfer wird!"

Wieder ging er ein paarmal durch das Zimmer. Ihm war plötzlich ganz heiß geworden und er stürzte einen Portweinrest, der noch auf dem Tische stand, hinunter. Wenn schon, dann ist sie ihm in Siethen am nächsten. Walther ist ein reicher Mann, keine Schwiegereltern, sein Bruder Georg ist mit Klein-Siethen versorgt. Siethen, Siebchen und Alten-Kähns-

dorf mögen zusammen so ihre achthalbtausend Morgen haben. Und Walther scheint auch ein braver Mann zu sein, er hat sich heute morgen ganz gut benommen.

„Hören Sie 'mal, Herr Baron!" wendet er sich endlich zu dem jungen Manne um. „Wie steht denn meine Tochter zu dem Ganzen?"

Siethen sagt, sie wisse von nichts.

„Gut!" antwortet der alte Herr. „Wir sind sozusagen Nebenbuhler. Sie wollen meine Tochter haben — ich will sie behalten. Ich gönnte sie Ihnen vielleicht lieber als sonst wem, wenn ich sie überhaupt irgend wem gönnte. Nun wollen wir verfahren wie loyale Leute und wollen sie einer dem andern streitig machen. Wer gewinnt, dem soll der andre nicht grollen. Sie sollen nicht heimlich zu thun brauchen, und es ist gut, daß Sie ehrlich erst mit mir gesprochen haben. Kommen Sie, so oft Sie wollen, ohne daß die Sache auffällt, und versuchen Sie Ihr Heil bei meiner Tochter. Gelingt es Ihnen, sie mir abspenstig zu machen, so kommen Sie getrost und sagen mir: ‚So, nun können wir die Nuthebrücke bauen, und es ist jetzt ziemlich egal, wer von uns beiden sie bezahlt.' Ich sage ihnen aber ebenso ehrlich, daß ich mir alle Mühe geben werde, das Mädchen für mich zu behalten. Sind Sie damit zufrieden, Herr Nebenbuhler?"

„Es ist nicht gerade die Art, wie ich so ein Verhältnis auffasse!" meinte der junge Baron lächelnd, „aber jedenfalls danke ich Ihnen für Ihr Entgegenkommen auch in dieser Form. Ja, ich nehme es an!"

Und damit schlug er in die hingehaltene Rechte ein und beide gingen wieder nach dem Speisezimmer hinüber.

„Du bist ein ganz braver Kerl!" dachte der Rittmeister, wie er jenem über den Korridor folgte, „aber darauf kenne ich mein Mädchen doch zu gut — wer die herumkriegen will, der muß noch ganz anders aussehen. Die Bravheit allein macht's da nicht. Ja, ja, das habe ich wieder einmal famos gedreht!"

Und er lachte in sich hinein.

Der jüngere Siethen hatte unterdes Alexandrine unterhalten, anscheinend aber nicht mit vielem Erfolg. Seine Force bestand im Schnurrenerzählen und er konnte sehr drollig dabei werden, aber die Baronesse war eine zerstreute Zuhörerin gewesen und hatte Herrn Georg gelind abfallen lassen.

„Na, nun sind wir wett," rief der Rittmeister dem

Mädchen zu, „vorhin hast du uns warten lassen, jetzt wir dich. Und ich glaube, wir sind sogar in deiner Schuld. Wenn du willst, kannst du uns nun auszanken!“

Er glaubte damit eine Liebenswürdigkeit gesagt zu haben. Sie senkte ein wenig die Stirn, auf der eine feine Querfalte sichtbar ward. Walther, in der Absicht, ihr zu Hilfe zu kommen, sagte rasch und höflich: „Ich bin nicht so arrogant, zu glauben, gnädigste Baronesse, daß ich das ‚Warten‘ auch auf meinen bescheidenen Teil beziehen darf — —“

„Und thun auch ganz recht daran, Herr Baron,“ gab Alexandrine trocken zur Antwort. Dessen Schutz bedarf sie noch lange nicht. Dabei lächelt sie innerlich und denkt, wie leicht und dankbar sie heute morgen des andern Anerbieten, sich innerlich an ihn anlehnen zu sollen, angenommen hat.

Der Rittmeister aber wirft Walther einen sprechenden, schadenfrohen Blick zu, der ganz deutlich sagt: „Eh, eh, Herr Nebenbuhler, abgetrumpft, was?“

Siebentes Kapitel.

„Der kam nicht um unsre Himbeeren oder Haselnüsse — der kam um unser Fräulein!“ hatte der alte Friedrich an jenem Abend gedacht, da ihn Bernhard mit einer abwehrenden Handbewegung beiseite geschoben.

Der Alte war danach in aller Nacht mit der Laterne noch einmal an den Grenzgraben gegangen, weil er im Weichen eine Fußspur zu finden hoffte. Denn das muß man sich merken, wenn einer abends in den Park kommt, und da muß man Wiedererkennungszeichen haben. Dahinter steckt etwas, was der Herr „Romantik“ nennt. Hat aber der alte Friedrich einmal eine Stiefelspur genau angesehen, so ist sie so gut wie für das Verbrecheralbum abphotographiert. Als er am Sonntagnachmittag im Vorgarten die Stühle nach Bernhards und des Pastors Besuch wieder gerade rückte und die Fußtritte wegharken ließ, da wußte er genau, wem er am Freitag spät beim Graben begegnet.

Und wie Pfarrers Box es nie jemand verzeihen würde, welcher einmal seine Hauskastellanswürde mißachtet hat, so

betrachtet der alte Friedrich Herrn von Bötzow, trotzdem dieser nunmehr der wohlgelittene Gast seiner Herrschaft ist, nur mit Mißtrauen.

Wohlgelitten war Bernhard im Hause. Mit dem Rittmeister stand er auf einem ganz erträglichen Fuße. „Der Kerl hat so etwas merkwürdig Unnahbares an sich," dachte der alte Herr bei sich, „als sei er eine verkleidete Durchlaucht." Er verspürte immer eine gewisse Lust, auch gegen Bernhard einmal die borstigere Seite herauszukehren, schob den Moment dazu aber jedesmal noch ein wenig hinaus. „Es wird schon noch 'ne Gelegenheit kommen," dachte er, „wo ich dem Manne 'mal so recht die Wahrheit geigen kann!" Vorläufig aber wartete er noch immer auf eine „gute und passende" Gelegenheit — „dann kann's ja um so gründlicher werden." Und so grüßte er ihn und behandelte ihn mit einer ganz besondern Liebenswürdigkeit. In den Augen lag's. Da hatte Bernhard so etwas Fremdes und Vornehmes, das den alten Herrn zugleich ärgerte und ihm eine gewisse Vorsicht einflößte.

Dem Beispiele des Herrn folgte das ganze Haus, und es folgte ihm gern, denn der Gast hatte stets einen freundlichen Gruß und hatte neulich, als er zum Abend geblieben, gegen Therese auch eine recht freigebige Hand gezeigt — da konnten ihn alle leiden.

Alexandrine hatte eine goldne Zeit. Es war fast täglich ein Blick, ein kurzes Wort, ein Blatt, was hinüberkam „vom Pfarrhause" — aber immer war es etwas, das aus seiner innersten Seele sich loslöste und in die ihre drang, „wie ein nektargetränktes Rosenblatt," sagte sie einst in fröhlicher Begeisterung, „das einer der Götter vom Olymp hat fallen lassen und das langsam herabgesunken ist, bis es nun, ein ambrosischer Gruß, auf meiner Hand liegt". So von der Höhe schien es ihr zu kommen, so lind legte es sich an ihr Herz, was er ihr von seinen Gedanken und seinem schwärmerischen Empfinden offenbarte. So sandte er ihr einmal ein altes Lied zum Preis eines bretagnischen Edelfräuleins, das in schlichter Größe, ohne Bewußtsein ihres Heldenmutes dem gebannten Geliebten in die unwirtlichen Höhlen am Meeresstrande folgt, Vater und Mutter verlassend, Reichtum, Glück, ja die Ehre von sich werfend, weil der von den Menschen Aufgegebene, seines Glaubens wegen Verfolgte ihrer Treue bedarf. Und als sie ihm das Lied zurückgab, sagte er mit tiefem Lächeln, eine viel edlere Ausgestaltung derselben Sage

berichte, es sei der aussätzige Vater gewesen, dem die Edelmaid folgte, ein greulicher, alter Satyr, dem es eine teuflische Freude war, das Leiden sich auf ihren gesunden, jungen Leib übertragen zu sehen und so seine Qualen geteilt, sie für immer an ihn gebunden zu sehen, bis St. Anna ihretwillen eingegriffen und sie beide gesund gemacht hätte, also daß die Jungfrau durch ihre edle Selbstaufopferung ihrem Vater die Gesundheit wiedergewonnen. Da sei jene noch bewunderns-werter, weil das Motiv der leidenschaftlichen Liebe fehle; — an diesem Tage hatte sie gehoben und beschämt zugleich die Anwendung auf sich gemacht und hatte dann tagelang mit den Mysterien gerungen, welche in dem Lichtgedanken der Selbstaufopferung liegen. Dieser Gipfelpunkt alles menschlichen Denkens war ihr bisher in Wolken entrückt gewesen. Durch die starke Anregung, welche von ihm kam, gehoben, hatte ihr junges Gemüt rasch einen Standpunkt errungen, von dem aus sie ihr bisheriges Verhältnis zu ihrem Vater tief unter ihren Füßen liegen sah, und das Ermangelnde darin nicht ihm, sondern sich selbst zur Last legte. „Du hättest doch noch ganz anders sein können!“ sagte sie sich, und war entschlossen, das Kleinod demütiger, selbstvergessender Kindesliebe, die nicht rechnet und nicht rechtet, mit ihrem starken Arm zu ergreifen.

„Selfdiscipline!“ Dies Wort hatte er ihr schon am Sonntag bei ihrer ersten Begegnung entgegengerufen. O, sie war bescheidener geworden seit jenem Tage und nahm jetzt die Lehre von ihm an.

In stolzer Begeisterung ging sie ans Werk — ach, der hohe Mut kam bald ins Wanken vor den grotesken Wunderlichkeiten des alten Herrn, welcher natürlich von ihrer Wandlung nichts merkte und ihr in nichts entgegenkam.

Um so mehr der Gast, der ihr immer wieder ein ermutigendes Lächeln, einen fördernden Gedanken, ein Lied voll Anregung und Begeisterung bot, so daß ihr unmutiges Zagen immer wieder verflog. Er hatte sein Ziel fest im Auge, er sorgte um ihre Seele, er war ihr ein wahrer Freund, das fühlte sie, das machte sie froh und stark.

Dies Ringen aber an sich, aus Sieg und Unterliegen zusammengesetzt, war schon eine Erlösung gegen den unerträglichen früheren Zustand stumpfer und herzversteinernder Abwehr. Deutlich empfand sie, daß sie jetzt nicht mehr herabgedrückt wurde, vielmehr innerlich wuchs und an Edelmut zunahm.

Freilich beschämte es sie, von Bernhard immer nur zu empfangen, nichts zu geben; aber sie dachte an sein scherzendes Wort von den Kontokorrentgläubigern und da ließ sie ohne Sorge die Schuld sich aufsummen. Das wußte sie nicht, daß so eine Summe, wenn sie endlich fertig und zusammen ist — Liebe heißt.

Und auch Bernhard war fest überzeugt, daß sie nur Freunde seien. Vielleicht hätte es sie beide verletzt, hätte sie jemand daran erinnert, daß, wenn man die milde Flamme der Freundschaft unausgesetzt auf die Retorte „Menschliches Herz" strahlen läßt, das silberne Metall an einem gewissen Wärmepunkte plötzlich in das goldne umschmilzt.

Kurz vor dem Thümenschen Balle sagte der Pfarrer eines Tages zu seinem Gaste mit eignem Lächeln: „Ich glaube fast, mein lieber Bernhard, dein Leben ist jetzt nicht mehr, wie bisher, zwecklosem Genusse gewidmet — mir scheint, es sind dir während deines hiesigen Aufenthaltes neue Daseinszwecke erwachsen!"

Sie gingen gerade im Garten in den engen Stegen auf und ab. Bernhard blieb stehen: „Ja," erwiderte er ehrlich, „ich habe in diesen Wochen überlegt und beharrlich ein Ziel verfolgt, das außer mir liegt. Es ist ein Stück Seelsorge — ich versuche einem sich verfinsternden Herzen ein neues Fenster gegen das Licht hin aufzuschlagen."

„Möge es gelingen! Vielleicht ist es ein Stück Seelsorge, das ich mir selbst vorbehalten, und vor dem ich selbst noch in Vorbereitung und in einiger Scheu stand!"

„Dann sprang ich zuerst zu!"

„Bist du deiner Geschicklichkeit so sicher? Es ist ein schweres Arbeitsfeld — zittert dem Arzte die Hand, bewahrt er sich nicht ein kühles Herz, so geht leicht der Schnitt dem Kranken ans Leben!"

Bernhard lächelte.

„Lassen wir den Erfolg sprechen!" sagte er.

„Gut!" meinte der Pfarrer. „Nun höre aber dies. Das Weltkind hat nicht den Beruf der Seelsorge. Der Pfarrer umfaßt seine Herde insgesamt mit derselben allgemeinen und unpersönlichen Liebe, beim freiwilligen Seelsorger ist es stets eine persönliche und bestimmte Nächstenliebe! Oder ist es bei dir anders? Halt!" setzte er hinzu und hob die Hand auf, „die Antwort ist nicht für mich, die mußt du dir selber geben!"

Es enstand eine Pause, und sie schritten weiter.

„Nur das wollte ich noch sagen," fuhr dann der Pastor fort. „Es erwächst dir zweierlei aus diesem Verkehre: eine Pflicht und eine Gefahr. Die Pflicht ist die, das Begonnene bis zum Abschlusse durchzuführen. Die Gefahr ist die, dir die Teilnahme für das Mädchen nicht über den Kopf wachsen zu lassen — es sei denn, du wollest es und habest es mit allen Folgen zuvor reiflich überlegt. Willst du aber eines Tages die Kur wieder in meine Hände legen, so thue es mit Vertrauen und zeige mir an, welche Mittel du gebraucht und auf welchem Punkte die Sache steht, wie ein rechter Arzt seinem Nachfolger! Und nun vergib mir, daß ich in dein Inneres ungefragt eingedrungen!"

Sie trennten sich mit einem Händedruck.

Bernhard ging langsam über den Hof, über die Straße, nach dem Walde zu — ihm war zu Mute, als sei plötzlich eine riesengroße Oeffnung in den Himmel gerissen und daraus ergösse sich der Lichtglanz der Erkenntnis blendend, aber beseligend, in vollen Wolken über ihn. Die Warnung kam fast zu spät. Er hatte sich in blinder Lust ganz in den neuen Genuß hineingestürzt, die geistigen Freuden, die er bis dahin einsam gekostet, mit einem andern Wesen, einem hochstrebenden, verständnisvollen, zu teilen. Ja, nur für sie hatte er dieselben geschaffen, nur für sie innerlich gelebt in den letzten anderthalb Wochen, und es war ein seliges Leben gewesen, dieses seelische Leben zu zweien.

Liebte er sie schon?

Er machte die Probe. Er dachte an jenen seltsam heißen Traum der ersten Nacht im Pfarrhause, und wie er sich mit geschlossenen Augen die Wonne wieder vergegenwärtigte und zurückzwang, die es ihm gewesen, sie an seinem Herzen zu fühlen, da kam er nicht mehr dazu, sich noch zu fragen, ob er jetzt begehre, daß das, was damals Traum gewesen, eine Wirklichkeit werde, sondern es stürzte über ihn her mit einer verwirrenden, atemberaubenden Wucht, eine brennende Flut von erschrecktem Verlangen, das glückselige Leben der letzten Wochen solle nicht, solle nie abgebrochen werden, nein, solle eine glückselige Erhöhung und Vollendung erhalten; das herrliche Mädchen solle ihm gehören, ganz und für immer!

Ja, tausendmal hatte der Pfarrer recht — sein bisheriges Dasein war ein schönes, unfruchtbares Traumleben gewesen, dürftig und doch eine Vergeudung; das wahre Leben ist

reicher und farbiger, in, für, mit einem andern Wesen, beglückend-beglückt, und ist dazu ein thätiges Leben!

Die Augen gingen ihm auf. Da war die Welt vor ihm nicht mehr bloß schön, nicht mehr lagen wie ein Bild, ihm zum Genießen geschaffen, die sonnigen, wogenden Felder vor ihm — sondern die weite Landschaft war voll regen, schaffenden Treibens — überall die Ernte in vollem Gange — hundert Menschen arbeiteten so, wie es in jenem segensreichen Fluche an Adam befohlen war.

Wozu?

Um ihre Lieben zu erhalten und zu schmücken.

Auch er hat wie im Paradiese gelebt sein lebenlang, und zuletzt ist ihm noch als Krone die Gefährtin desselben geworden — nun sind plötzlich seine Augen aufgethan, und die Pflicht tritt an ihn heran, die Pflicht, mit seiner Hände Arbeit sich und der, die er in den Bannkreis seines Wesens gezogen, das Paradies neu zu erbauen.

Sein hochgespanntes Empfinden stößt sich plötzlich an einem sehr prosaischen Widerstande.

Er ist unabhängig, aber nicht reich. Sie ist verwöhnt; eher würde er seinen Wünschen ein jähes Ende bereiten, als sie Enttäuschungen und Entbehrungen aussetzen. Alles Blut strömt ihm zum Herzen zurück bei diesem Gedanken — ihm fällt nicht ein, daß sie ein Kind des Reichtums ist — er rechnet nur mit der eignen Kraft.

Und nun — wie soll es sich gestalten? Er wird sie vom Rittmeister fordern. Der wird fragen: Was sagt meine Tochter dazu? — Ja, was sagte sie dazu?

Thor, der er war, zu sorgen und zu schwelgen, ohne das Allerwesentlichste zu wissen!

Wie ihm plötzlich der Boden unter den Füßen brannte, wie ihn plötzlich die heiße Sehnsucht faßte, hinüber zu gehen und zu fragen. Doch — mit dieser Frage stört er das ganze ideale Verhältnis, das bisher sein Glück gewesen. Lehnt sie gar ab, so hat er sie verloren, lehnt sie nicht ab, so wird der heiße Drang sie überkommen, so bald als möglich aus dem Drucke des Alten-Kähnsdorfer Herrenhauses an den Herd zu flüchten, den er — erst schaffen soll.

Es muß schon lange Zeit sein, seit er in den Wald geraten; denn bereits bedrückt ihn das grüne Dach über ihm. Den Hut trägt er in der Hand, seine Stirn ist feucht, atemlos läuft er mit seinen Gedanken bereits stundenlang umher.

Eine Sekunde denkt er daran — dann schlagen die Wellen wieder über seiner Seele zusammen. Er hatte eine edle Lösung für das, was sie innerlich drängte, schaffen wollen — nun, eine Lösung ist es ja auch, wenn er sie an sich reißt! Er zerschlägt das schöne Ziel, das er sich gesteckt, das zu verfolgen ihn bisher so glücklich gemacht — zerschlägt es in besinnungslosem Jubel. So schön die Morgenröte ist — sie ist nur schön, weil sie und wenn sie dem glänzenderen Lichte des vollen heißen Tages auf seinem Strahlenwagen Vorläuferin ist, sie zerschmilzt an den ferneren Wolkenrändern, sobald vor ihrem Gebieter die gold- und diamantschimmernden Thore geöffnet werden. So mag auch die Freundschaft dahinschmelzen vor der gewaltigeren Empfindung. Es ist ein Jauchzen in ihm, als dröhnten alle Himmel in Jubel zusammen, tausendmal mehr Wonne, als wenn ihn die großen Gedanken der Menschheit mit ihrer Kraft und Schöne erschauern gemacht.

Seine Freundschaft, die er ihr geboten, auf die sie rechnet, soll nun wie eine morsche Stütze zerbrechen. Sie soll es nicht, sie ist es. Unwillkürlich wird sich mehr Glut in sein Lächeln legen, seine Worte werden, ob er mag, ob nicht, wie Zündpfeile auf ihr Herz sich richten! —

Nach dem Ball bei den Thümens wird er zurückgehen in die Stadt. So voll Kraft und Enthusiasmus fühlt er sich, daß es ihn eine Leichtigkeit dünkt, sich rasch einen Lebensberuf zu schaffen, seine Begabung, sein Wissen auszumünzen zu Gold, für das alle Güter, alle Behaglichkeit der Erde einzutauschen ist. Sorge, Arbeit, Pflichten, wie gern will er das auf sich laden — tausend Pläne durchkreuzen sein Hirn, eine goldne, lachende Zukunft sicher aufzubauen für sie! Und oh, welche Lust das ist, so vom Sturme der vollen, berauschenden Empfindung sich jagen zu lassen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Etwa zur selben Zeit sprachen in Alten-Kähnsdorf der Gutsherr und der alte Friedrich von Bernhard. Dieser hatte am Vormittag beim Rittmeister auf der Bank im Vorgarten plaudernd gesessen. Als er weggegangen, hatte der alte Friedrich ihm die Gartenthür geöffnet, und Bernhard hatte dem Alten einen freundlichen Blick zum Abschiede zugeworfen, als er an ihm vorüberging. Er hätte es vielleicht nicht gethan, wenn er gesehen hätte, mit wie mürrischem und verdrossenem Gesichte der alte Friedrich hinter ihm die Thür wieder schloß.

Aber was Bernhard nicht sah, war dem Rittmeister auf seiner Bank nicht entgangen.

„Was schneidet Er denn für Grimassen, alter Kerl?“ sagte er.

Der Alte erwiderte nichts, stand steif da und blickte auf die Stapfen, die des Gastes Fuß im Sande hinterlassen.

„Na, was sieht Er auf die Spuren, als sei Ihm ein Marder über'n Weg gegangen? Hark' Er sie lieber weg!“

Der Alte holte eine Harke, schüttelte aber ein paarmal mit dem Kopfe, wie er, kunstgerecht links und rechts ziehend, den Sand wieder in Ordnung brachte. Der Rittmeister sah ihm zu. Er hatte nichts zu thun. Der Tag war heiß. Er langweilte sich.

„Na, was ist denn zu schütteln?“ fragte er halb brummend, halb gähnend. „Werden wohl steif im Genick und müssen's uns wieder 'rausschütteln? Wie? Oder fängt's Kopfwackeln schon an?“

„Die Fußspuren hier habe ich schon hinten am Graben gesehen, wo sie nicht hingehören!“ erwiderte der alte Friedrich.

Der Rittmeister brach in ein fröhliches Gelächter aus, so daß es im Echo von der Hauswand zurückkam.

„Er alter Schnüffler und Denunziant, Er!“ hob er dann an. „Trinkgeld ist Ihm Geizkragen wohl nicht nach Wunsch ausgefallen. Daß Er sein Maul nicht auch gegen andre mit solchen Dummheiten aufreißt! Ist die Fußspur am Graben hinten gewesen, so wird ihr Herr sich wohl 'mal meinen Garten angesehen haben!“

„Dann muß der Herr Katzenaugen haben und bei Nacht sehen!“ gab der Alte hartnäckig zur Antwort.

Mit einem ellenlangen Wort, das mit „Element“ schloß, fuhr der Rittmeister von der Bank auf und riet dem alten Friedrich, „seinen dummen Schnickschnack ja bei sich zu behalten, wenn man ihm nicht etwa einen ledernen Maulkorb vor seinen Sprechanismus binden solle.“

Und ärgerlich die Thür werfend ging er ins Haus.

„Schrei du nur,“ dachte der Alte bei sich, „du weißt jetzt doch, woran du bist. Nee, der ist nicht der Rechte für unser Fräulein! Ja, wenn es der von jenseits der Nuthe wäre!“

Und dann ging er mit der Harke ab.

Der Rittmeister hatte beim ersten Wort des Alten erraten, was er sagen wollte. Der alte Friedrich ist zuver-

lässig, wie Gold. Eine höchst fatale Entdeckung! Ja, der Walther Siethen hatte seinen „biblischen Vergleich“ abgelehnt, aber es war doch so. Nun gab's ja schon drei Starmätze: er selber, Walther und der Bötzow. Hei! Jetzt war aber eine „schöne und passende“ Gelegenheit da, der „Durchlaucht in Inkognito“ 'mal was zu hören zu geben. Er schmunzelt, aber die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Man muß erst wissen, was das Mädchen darüber denkt. Hat sie im geringsten Sympathieen für den Bücherwurm, so darf er ihm auch kein Härchen krümmen, sonst nimmt sie erst recht Partei für ihn. Darauf kennt Herr von Mörner sein eigen Fleisch und Blut. Wie aber das herauskriegen, ohne sie erst recht auf den Tintenkleckser aufmerksam zu machen? Nun, es wird ihm schon einfallen. Die Hühner auf dem Hofe müßten ihn ja auslachen, wenn er alter Praktikus nicht ein Mittel fände, einem Mädchen, ohne daß sie's merkt, ein geheimes Guckfensterchen von außen in ihr Herz zu schneiden! Aber es war doch eine schwere Sache, die Zeit verrann, es mußte gleich zu Tische geläutet werden.

Es störte ihn auch alles und zerstreute ihn. Die grüßenden Leute auf der Straße, die Schackelster, die oben auf der Tanne an der andern Hausecke beständig klappert und zankt, die Gespräche der Vorübergehenden — da, schon wieder zwei Klatschschwestern.

„O je, hi het sich de Beene ganz un gor affschniden. Heierts Voader seggt, dat Blut rann man so, wie ut'n umschmeeten Emmer!“

„Ach du min leiw Herrgöttken, de orme Kirl! Un mit de scharpe Sense! Hei, dat schniid't!“

Es war Rede und Gegenrede der beiden gewesen, und plötzlich schlug sich der Rittmeister knallend vor die Stirn. Er hatte es gefunden. — —

„Hören Sie 'mal, Herr Amtsrat,“ begann der alte Herr bei Tisch zu seinem ersten Inspektor, „da soll ja in Neuen-Kähnsdorf ein gräßliches Unglück passiert sein! Haben Sie nichts davon gehört? Zwei Weiber gingen eben draußen vorbei und jammerten. Es soll sich einer mit der Sense beide Beine abgehackt haben. Wahrscheinlich beim Mähen. Ein Städter, der es versuchsweise 'mal in die Hand nahm, das schneidige Ding, die Sense. Sieht so leicht aus, wenn man zuguckt, wie einer, der's kann, damit um sich haut, und wenn man's selber versucht, geht der sausende Hieb ins

Schienbein. Wie ist mir denn, Alexandra," unterbrach er sich und sprach zu dem Mädchen, das mit ruhigem Gesicht dabeisaß, als höre es nicht recht zu, „war Bötzow heute morgen noch nicht bei uns? Ich habe nicht recht gehört, von wem die Weiber erzählten, daß er sich die Schnitte beigebracht, und daß das Blut floß, wie aus umgestoßenen Eimern, aber ich glaube, sie redeten von einem bei Pfarrers. Herr Gott, da wollen wir doch gleich 'mal hinüberschicken, um anzufragen. Das sollte mir doch gräßlich leid thun, falls — 's war so 'n nettes Plaudern, wenn man mit ihm vorn auf der Bank saß — —"

Plötzlich unterbrach er sich und wies nach dem Fenster. Kein Auge hatte er bisher von der Tochter gewendet. Sie saß da, blässer als sonst, ein Bild steinerner Selbstbeherrschung, und der schwere Silberlöffel, den sie gerade in der Rechten über dem Teller hielt, sank langsam mit dem vorderen Ende herab, als drückte dort eine unsichtbare Centnerlast auf ihn, und als er auf dem Boden des fast leeren Tellers lag, klirrte er leise hin und her, wie wenn die Hand, die ihn nicht hatte halten können, zitterte. Ihre Augen waren etwas weiter geöffnet, blickten mit starrer Pupille geradeaus, offenbar sahen sie nichts, vielleicht Nebel, und wurden gewaltsam geöffnet gehalten.

„Herr des Himmels, das ist mir denn doch zu stark," hatte der alte Herr losgeschrieeen, als er das sah, „da, da auf dem Hühnerstalldach, da spaziert mir ja bei offnem helllichten Tage ein Marder herum. Da ist doch aber auch kein Mensch mit der Flinte im Hause, der mir das verwetterte Raubgesindel wegschießt!"

Die Inspektoren waren der Richtung seines Fingers gefolgt. Den Hühnerstall sah man wohl, das Dach auch, aber kein Marder war drauf — vielleicht, daß er schon Reißaus genommen.

„Ja, wenn man den Löffel so langsam in die Suppe sinken läßt," brüllte jetzt der Rittmeister, und ein Blick, der Flammen der Hölle spie, fiel auf Alexandrine, „wie Sie, meine Herren Amtsräte, dann sieht man natürlich nichts mehr. Ist auch bequemer, nichts zu sehen! Braucht man sich keine grauen Haare drum wachsen zu lassen. 'n Marder am helllichten Tage, unglaublich! Polnische Wirtschaft bei mir! Aber auf die Jagd fahren, die halbe Garnison anstellen, Jagdfrühstücke veranstalten, große Herren spielen, das

kann man — wozu haben Sie denn Ihre Flinten, wenn mir die Marder ihre Jagdfrühstücke mittags zwei Uhr auf meinem Hofe veranstalten! Nein, ich danke,“ er schob heftig das Servierbrett mit dem Gemüse zurück, das ihm der alte Friedrich zur Besänftigung hinhielt. „Mir ist der Appetit vergangen!“

Sprach's, sprang auf, daß der Stuhl weit nach hinten flog, schrie noch ins Zimmer zurück: „Bitte, tafeln Sie ruhig weiter, lassen Sie sich ja nicht stören!“ und dann krachte die Thür hinter ihm ins Schloß, daß hinter der Tapete der Kalk herabrieselte.

Die Baronesse drückte heftig dreimal auf ihre silberne Tischglocke.

„Es geht sofort einer hinüber ins Pfarrhaus und erkundigt sich, ob dort ein Unglück geschehen sei, wem, und ob es schlimm sei, der Herr Rittmeister ließe fragen, ob man einen Wagen zur Stadt bedürfe!“ gebot sie dem eintretenden Stubenmädchen.

„Ich will selbst gehen, gnädiges Fräulein,“ sagte der zweite Inspektor. „Die Leute sind alle vom Hofe. Sonst hätte sich auch der Marder nicht hergewagt!“

Damit sprang der diensteifrige Herr Fliedner auf und eilte hinaus. Es graute ihm nämlich vor dem Augenblicke, wo der Rittmeister wieder eintreten könnte, und er schüttelte draußen mehrmals höchst verblüfft den Kopf über den furchtbaren und so ganz unmotivierten Zornausbruch. „Mein Gott, dem gebührt nachgerade doch bald die Zwangsjacke,“ brummte er, „das arme gnädige Fräulein!“

„Das arme, gnädige Fräulein“ wußte sich den Wutanfall sehr gut zu erklären. Der Blick ihres Vaters beim Beginn seiner Philippika hatte ihr gesagt, daß sie durch eine unfreiwillige Bewegung ihren tiefen, plötzlichen Schreck verraten haben müsse. Offenbar hatte ihr Gesicht den Rittmeister auf ein wärmeres Interesse für den Verunglückten schließen lassen, als ihm lieb war, und das hatte ihn so aufgebracht.

Und war dies wärmere Fühlen da?

Sie saß und harrte lange Minuten — wie lange der gute Fliedner blieb! Und wie sie harrend saß, sich mechanisch vorlegte und nicht wußte, was sie aß, dem ersten Inspektor zuhörte und des Vaters Grobheit mit freundlichen Worten wieder gut machte, und doch nicht hörte, was sie beide sprachen,

da ging das Blut in ihren Ohren mit einem schweren, dumpfen Dröhnen, ruckweise kam es vom Herzen in so starken Stößen, daß ihr ganzer Körper darunter erzitterte, wie ein Schiff unter dem Stampfen der Maschine.

Ja, ja, es ist ihr plötzlich klar, daß die leidenschaftliche Teilnahme an seinem Geschick Liebe ist, aber das ist ja jetzt gleichgültig, gleichgültig auch, ob der Vater darum weiß oder nicht, ob sich deswegen neue Wutausbrüche vorbereiten oder nicht — wenn sie nur erst Nachricht von drüben hätte, ob ihm etwas, was ihm zugestoßen? Das ist ja alberne Uebertreibung, was die Bauernweiber gefaselt haben vom Fußabhacken — aber fürchterliche Verletzungen sind es, die man sich mit der Mähsense zuziehen kann, Verletzungen, an denen man verbluten kann, ehe aus Potsdam der Arzt kommt —

Da — der bekannte Tritt Herrn Fliedners auf der Treppe, jetzt ist er auf dem Gange, jetzt wirft er draußen die Mütze an den Nagel —

„Es ist nichts, gnädiges Fräulein,“ kommt er nun mit gleichmütigem Gesicht herein, „beim Schulzen hat sich ein neuer Knecht unbedeutend verwundet, das andre ist Uebertreibung!“

„Waren Sie im Pfarrhause?“ fragt Alexandrine, welche fühlt, wie die starre Spannung aus ihren Zügen weicht und einem frohen und dankbaren Lächeln Platz macht.

Der Angeredete bejaht errötend. Der Pastor ließe herzlich danken für das freundliche Anerbieten, aber bei ihm sei niemand etwas zugestoßen.

Herr Fliedner muß jetzt das bei Tische Versäumte allein nachholen, und das gnädige Fräulein thut ihm die Ehre an, so lange sitzen zu bleiben, bis er, der sich nun äußerst beeilt, den letzten Bissen hinuntergewürgt hat. Eine solche Auszeichnung ist seit Menschengedenken noch niemand von ihr widerfahren, und in Herrn Fliedners Seele steigen die kühnsten Hypothesen auf. Er ist nämlich ein poetisches Gemüt und macht im geheimen Sonntag abends Verse, worüber er indes meist einschläft und das gutsherrschaftliche Licht unverantwortlich tief herabbrennen läßt.

Wie Alexandrine in ihrem Zimmer nach Tische allein ist, kommt eine wunderliche Glückseligkeit über sie. Es ist die gleiche Stunde, in welcher Bernhard im Walde irrt. Streben seine Gedanken jetzt gerade so stark und segnend her zu ihr, daß ihr die Ohren summen und sie beständig an ihn denken

muß? Träume kommen und entrücken sie der Welt. Ihr ist, als habe eine glänzende Sonne sie taub und müde gemacht und als läge sie nun in einem halb besinnungslosen, seltsam frohen Halbschlummer. Ihr, der Starken, Bewußten ist so ein Zustand ganz fremd, aber sie merkt, es ist eine Art Rausch, der vom Herzen kommt und ihren klaren Verstand einlullt wie mit süßen, betäubenden Blumendüften. Sie sieht nach der kleinen goldnen Uhr an ihrem Gürtel und merkt sich die Stunde, weil sie ihn, morgen oder wann er kommt, fragen will, ob er so mächtig ihrer gedacht zu dieser Stunde. Ein wie starkes und beglückendes Ding doch eine solche Harmonie der Seelen ist. Er hat ihr einst von Scholastikern gesprochen, die eine unio mystica, eine mystische Einheit der Seelen lehrten, ein Verschwimmen aller in den Gottesgeist hinein, in welchem sie untereinander eins werden. Aber dies Bild zieht nur flüchtig durch ihren Sinn, wie ein Hauch über einen Spiegel. Im Halbträumen ist etwas Visionäres über sie gekommen, sie glaubt ihn deutlich zu sehen, wenn sie die Augenlider sinken läßt, er streicht durch den sommerlichen, gründurchleuchteten Wald, und es ist ihr fast, als läge nur ihr Körper hier auf ihrer Ottomane und ihre Seele sei bei ihm und in ihm, als streife sie frei mit ihm über den knirschenden, grünbraunen Waldboden, der hier und da wegen der abgefallenen Tannennadeln so glatt ist, daß man sich an der Hand nehmen muß, um einander zu halten, namentlich wenn es bergab geht; und dann läuft man Hand in Hand weiter, wie zwei Kinder, froh, gedankenlos, träumend und aller Fesseln ledig — —

Während so die Tochter in seligem, verwirrtem Sinnen lag, warf sich zwei Zimmer weiter der Vater ärgerlich auf seinem schwarzen Ledersofa hin und her, und seine Gedanken waren genau mit demselben Gegenstande beschäftigt, an den auch Alexandrine dachte, mit Bernhard nämlich; aber die des Rittmeisters umschwirrten diesen keineswegs wie sanfte Tauben. Dem alten Friedrich, der ihm in den Wurf kam, schüttete er den Braten nebst Sauce, welchen ihm Alexandrine hereinschickte, an den Kopf, und ließ bestellen, „er käme weder zum Kaffee, noch zum Nachmittagsspaziergang, noch zum Abendessen; man möge sich aber seinetwegen ja nicht irgend welchen Zwang auferlegen!“ Der alte Diener nahm draußen eine Serviette, um die Würde seiner Toilette wiederherzustellen, und servierte dann dem Baron seelenruhig zum zweitenmal

von dem verschmähten Braten. Seine Gelassenheit verfehlte schließlich auch nicht, dem alten Herrn über die Kulminationspunkte der Wut hinwegzuhelfen. Und als der Nachmittag noch nicht zur Hälfte verflossen war, hatte der Rittmeister seinen Plan völlig fertig und bedauerte bereits, daß er sich selbst für den Rest des Tages Stubenarrest gegeben. Er war andrerseits mit seinem Projekt außerordentlich zufrieden, und wenn ihn in seiner stillen Freude etwas störte, war es nur der Umstand, daß er dasselbe der gewohnheitsmäßigen Vertrauten seiner geheimen Schlauheiten, Alexandrine, nicht zum besten geben durfte. Denn man kann doch leider einem Mädchen nicht gut die Praktiken und Kniffe auseinandersetzen, wie man sich ihre Verehrer vom Halse schaffen will, und noch dazu sie einladen, sich an der kunstvollen Schönheit dieser Pläne zu erfreuen! — Und dann das dumme Stubensitzen! Er hätte ja hinausgehen können, gewiß, er ist der Herr hier und braucht sich von niemand einengen zu lassen, aber er bringt es in der Freude seines Herzens jetzt doch nicht mehr fertig, das bitterböse Gesicht zu machen, mit dem er ja nach seiner Entdeckung durchaus herumgehen muß, wie ein brüllender Löwe, der da sucht und nur nicht weiß, wen zuerst verschlingen! Es kam ihm sauer an; aber er blieb tapfer und verschwiegen.

Der alte Friedrich mußte ihm „Thee" machen, den er mit großem Behagen trank; und als er das sechste Glas davon mit der ihm angeborenen Entschiedenheit leer auf den Tisch stellte — wenigstens wollte er es auf den Tisch stellen, es „gelang" ihm aber etwas „daneben" — da bemerkte er in ziemlich wohlwollendem Tone zu dem unverändert gleichmütigen alten Friedrich: „So, na, dann fege man die Scherben zusammen und bringe sie überseit, daß sie's drüben nicht erst merkt! Aber siehst du, alter Pomeranzenkopf, so sollen ihnen auch die Schädel kaput gehen, mit denen ich sie beide aneinanderstoßen werde. Ja, alle beide! Den Siethener und den Doktor Kritzelkratzel!"

Und dann ließ er die Nachttoilette an sich vollziehen und schlief alsbald mit seinen schweren Vatersorgen rasch und sanft ein.

Achtes Kapitel.

Herr Walther von Siethen und sein Bruder Georg saßen in der Kutsche, die sie nach Stangenhagen beförderte.

Es war Sonntag Spätnachmittag. Die Sonne versank eben als riesige rote Scheibe hinter eine einsame Schonung. Und Walther saß steif und ernst und blickte auf das Naturschauspiel.

„Nun fehlt bloß noch, daß du seufzest!" sagte plötzlich Georg und zwirbelte ärgerlich an seinem schwarzen langen Schnurrbart. „Was hast du denn eigentlich vor, heut abend, he?" fuhr er fort, „wir fahren ja auf einen Ball und nicht zum Begräbnis!"

„Kann leicht das Grab meiner schönsten Hoffnungen werden, der Ball!" sagte Walther treuherzig, welche Bemerkung der andre mit einem hellen Gelächter beantwortete.

„Ha, ha," begann er dann in einem eigentümlich spöttischen Tone, „ich beginne zu verstehen. Es handelt sich um die Mörner. Na, oft genug bist du die letzten Wochen in Alten-Kähnsdorf gewesen, daß sie endlich Mitleid mit deinen Schmerzen haben könnte. Hast aber 'ne unglücklich gedrückte Art, mit ihr umzugehen. Das imponiert den Weibern nie. ‚Nur wer frech ist,' weißt du, sagt Goethe. Das will im Sturm genommen sein, mit Energie und Leidenschaft, so mit einer gewissen angenehmen Gewaltthätigkeit!"

„Das wäre gerade der richtige Weg bei Alexandrine Mörner. Die wüßte so eine angenehme Gewaltthätigkeit schön unangenehm abzuwehren."

„Ja, das glaubst du, weil du zach bist und es auch nicht recht fertig kriegen würdest. Ich möcht' es dir 'mal vormachen!"

„Du?" fuhr Walther auf. „Ich will dir nur 'mal sagen, daß ich dir dann vermutlich den Hals umdrehen würde, lieber Georg."

„Sieh 'mal, lieber Walther," lachte der andre etwas spitz, „das ist ja wenigstens ehrlich; nun weiß man doch, woran man sich zu halten hat. Aber im Ernst, das ist ein ganz dramatisches Gesicht, was du da machst. Schade, daß die Mörner dich nicht so sieht! So mußt du 'mal vor sie hintreten und ihr deine Liebe erklären. Na, ich merke schon,

du bereitest für heute einen Generalsturm vor, wünsche dir den besten Erfolg. Famose Schwägerin! Werde den Weg von meinem Neu-Siethener Kathen nach Schloß Siethen beizeiten frisch aufschütten lassen, da ich mir alle Mühe geben werde, im Bunde der dritte zu sein!"

Walther hatte sich wieder abgewendet und blickte rechts zum Wagen hinaus.

„Genug!" sagte er jetzt in einem Tone, der den Jüngeren verstummen machte.

Auch Georg sah nun eine zeitlang finster auf seiner Seite durchs Fenster. „Daß doch Brüder so oft denselben Geschmack haben!" dachte er bei sich. „Fatale Sache. Aber, wer zuerst kommt, mahlt zuerst! In allem hat er den Löwenanteil — hier glaube ich aber nicht, daß er mir den schönen Happen wieder vor der Nase wegschnappen wird. Wollen 'mal sehen heute abend! Und wenn nicht, wenn sie mich wirklich abfallen läßt — bon, dann hab' ich ihm das Terrain geebnet. Zwei Stürme hintereinander, namentlich wenn der erste heiß war, hält keine aus. Brillante Idee!"

Er lachte auf, schlug Walther herzhaft mit der Hand aufs Knie und hielt sie ihm dann hin: „Na, ich meine es nicht schlecht mit dir, altes Haus," sagte er gemütlich. „Woll'n uns wieder vertragen! Sollst nachher 'mal sehen, wie gut ich's mit dir meine!"

Und der Aeltere schlug ein — die brüderliche Eintracht war wieder hergestellt! —

Die Brüder waren noch nicht lange in Stangenhagen angekommen, als der Rittmeister, der sich im Frack seltsamlich civilisiert ausnahm, Walther beiseite zog.

„Kommen Sie 'mal auf ein lüttes Wort mit in den Garten, lieber Baron!" sagte er, schob ihn durch die Glasthür aus dem Gartensalon hinaus und begann, nachdem er sich geräuspert: „Bin ich mit Ihnen bisher ehrlich und loyal verfahren? Ich meine unser Ueberkommen wegen der Kirschen?"

Walther verbeugte sich zustimmend.

„So sollen Sie heute von Ihrem Feinde den höchsten Beweis der Loyalität empfangen. Geben Sie 'mal acht. Wenn Sie die Erlaubnis zur Ausübung der Jagd auf — wir wollen 'mal sagen — Alten-Kähnsdorfer Boden erworben hätten und Ihnen begegnet plötzlich in meiner Schonung ein Kerl, der mit der Flinte meine Rehe abschießt — was würden Sie dann machen?"

„Würde ihn nach Erlaubnisschein von Ihnen fragen, Herr Rittmeister.“

„Nun hat der Mensch aber keinen, und Sie wissen genau, daß ich Ihnen versprochen, niemand als Ihnen meine Jagd freizugeben! He?“

„Würde ich den Wilddieb festnehmen!“

„Und wenn er sich zur Wehr setzt?“

„Würde die Sache zwischen ihm und mir ausgefochten werden — wenn's sein müßte, mit Pulver und Blei!“

„Das sagen Sie so, Herr Walther. Ich kenne Sie aber besser — Sie wären zu gutmütig, den Kerl niederzuknallen!“

„Natürlich würd' ich das vermeiden, aber daß ich ihm das Vergnügen verleiden würde, auf Ihrem Terrain zu jagen, darauf können Sie sich fest verlassen! Schließlich hört meine Geduld immer auch 'mal auf und dann soll ich ziemlich maltraitable werden!“

„Kommt von maltraitieren — maltraitable, was?“ lachte der Rittmeister. „Na, wissen Sie, lieber Baron Walther, so einen Jagdschein habe ich Ihnen ja nun eigentlich ausgestellt!“

Siethen sah ihn fragend an.

„Ah, Sie meinen —,“ sagte er dann und runzelte die Stirn.

„Ausdruck ist Ihnen wieder nicht nach Ihrer Art,“ fuhr der alte Herr fort. „Ja, was die Jugend jetzt fein und manierlich wird. Da muß so ein alter Soldat seine Sprache erst zum Tanzlehrer schicken und ihr die zierlichen und liebenswürdigen Wendungen anlernen lassen. Zum Teufel! Schwänzeln und Süßholzraspeln kann ich nicht, und wem das nicht paßt, daß ich frei rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, der kann sich — — Ja so,“ unterbrach er sich lachend, „Sie gehören ja noch nicht zu meiner Familie, da muß ich mit Ihnen wohl subtiler umgehen! Also, nichts für ungut. Wollen von 'was andrem reden. Wie gefällt Ihnen der Herr von Bötzow.“

„Bitte, Herr Rittmeister,“ sagte Walther, „ich nehme Ihnen nichts übel. Fahren Sie nur im Texte fort.“

„Hm — wie gefällt Ihnen der Herr von Bötzow, der jetzt öfter zu mir kommt, in der Bibliothek arbeiten?“

„Nein, nein, ich meinte den Text von der — Jagd!“ fiel ihm Walther in die Rede.

„Herr Gott im Himmel!“ fuhr jetzt der Rittmeister auf, „w o l l e n Sie denn nicht merken, daß ich im Texte fortfahre?“

Siethen machte ein unbeschreibliches Gesicht. Plötzlich kam ihm das Verständnis.

„Herr, Herr von Bötzow?“ stotterte er. Dann trat eine finstere Spannung in sein gutmütiges Antlitz.

„Na, und nun will ich 'mal zusehen,“ sagte der alte Herr lachend, „wie Sie jemand das Vergnügen verleiden werden, auf meinem Terrain zu jagen, lieber Siethen!“

Damit klopfte er ihm auf die Schulter und stampfte wieder in den Gartensalon hinein. Walther aber dämmerte die Erkenntnis auf, daß es doch auch seine Schattenseiten haben könne, Schwiegersohn des Rittmeisters zu sein. Doch hatte der alte Herr sich sichtlich schon in die Idee einer näheren Verbindung mit ihm hineingelebt. Er gab ihm ja sogar den Auftrag, einen Unbequemen, den der Rittmeister aus irgend einem Grunde nicht brüskieren wollte, abzufertigen. Natürlich mußte das vorsichtig geschehen, damit es nicht hieße: „Um Alexandrine Mörner schießen sich ja die jungen Herren schon!“ wie das so anmutig dann von schönen Lippen herumgetragen werden würde. Und Alexandrines Lage mußte bei der wirklich excessiven Derbheit des alten Herrn schon keine rosige sein. Ah, wenn sie erst auf Siethen wohnt, wird er sie wohl in Schutz zu nehmen wissen. Ja, wenn!

Er hatte sich auf das mittlere Rundsofa im Gartensalon gesetzt, und bei dem letzten „Wenn“ seufzte er auf, so daß die gerade vorüberkommende Hausfrau zu dem Alleinsitzenden herantrat.

Else Thümen war mit dem liebenswürdigen Eifer ihrer zweiundzwanzig Jahre bemüht, um sich herum „Glück zu stiften“, da sie eben an sich erfahren, ein wie reizendes Ding das Heiraten sei. Und heute die erste große Gesellschaft bei ihr — welch Ereignis für eine junge, ganz junge Hausfrau! Es war auch ihr niedliches Gesichtchen ganz rosig vor lauter freudiger Aufregung und strahlte förmlich unter dem allerliebsten Strauß schwankender, goldner Aehren hervor, den sie im dunkeln Haar trug, und aus dem einige Diamanten als Tautropfen blitzten.

„Ah, Sie, lieber Herr von Siethen!“ sagte sie, „ich hätte Sie beinahe gar nicht erkannt hier im Halbdunkel. Wissen Sie, wo ich Sie zu finden geglaubt hätte? An Herrn

von Bötzows Stelle, der eben Alexandrine Mörner nach oben geleitet. Wollen Sie mich hinaufbringen?"

Und unterwegs versuchte sie ihn zu trösten. Sie war so munter, daß er in eine ganz andre Stimmung kam und beschloß, den Platz an Alexandrines Seite nicht wieder so leichten Kaufs aufzugeben.

„Ich habe Sie neben Baronesse Alexandra gesetzt bei Tische, Herr von Siethen. Ist's Ihnen recht so?" Mit dieser Frage nahm sie ihre Hand aus seinem Arme. —

Fräulein von Mörner tanzte nicht viel, und wenn sie nicht tanzte, ließ sie sich meist von Bernhard unterhalten. Es machte sich so — sie brauchten sich nicht zu suchen. Auch Georg von Siethen war eifrig um sie bemüht, so daß der Rittmeister einmal seinem älteren Bruder auf die Schulter klopfte und an den Fingern zählend ihm zuflüsterte: „Starmatz Nummer vier!"

Das Flüstern des Herrn Rittmeisters war freilich auf zehn Schritte zu hören, und er mußte seine Stimme bis zu den allerleisesten Tönen dämpfen, um nur für Walther verständlich hinzuzusetzen: „Na, gegen den brauchen Sie ja Pulver und Blei nicht in Anwendung zu bringen. Und gegen den andern ist's Ihnen auch wohl wieder leid geworden, he?"

„Die Gutmütigkeit selber!" dachte der alte Herr, wie er wieder zu seinem Spiele zurückkehrte. „Ordentlich hetzen muß man ihn, wenn er böse werden soll. Und er spricht von ‚maltraitable'! Möchte ihn 'mal maltraitable sehen. Wird wohl so sein, wie bei jenem Schneiderlein, das seinen Nachbar erbost anschrie: ‚Hören Sie, erst haben Sie mir mein Bier umgestoßen, dann haben Sie mir auf den Fuß getreten, nun haben Sie mir noch mit Ihrer Cigarre ein Loch in den neuen Rock gesengt und nicht 'mal ‚Pardon, verzeihen Sie!' gesagt. Kommt jetzt nun noch das Allergeringste vor, so gehe ich wahrhaftigen Gott weg und setze mich anderswohin!'"

Und darauf erzählte er diese abgedroschene Anekdote an seinem Tische, während man ihm die Karte zum Geben in die Hand drückte. Es war ihm nämlich so eine stille, boshafte Freude, die „märkischen Querköpfe" mit den allerältesten Anekdoten zu „elenden", wie er das nannte.

Es sollte freilich heut doch noch eine Gelegenheit kommen, bei der man Herrn Walther maltraitable sehen konnte.

„Siethen führt dich, Lexa!" kam die Hausfrau zu

Alexandrine. „Bitte dich, sei ein ganz klein wenig freundlich zu ihm — ich fand ihn vorhin ganz verzweifelt unten sitzen und seufzen — es war herzbrechend!“

Alexandrine lachte. Ein komische Vorstellung, der Hüne in der Ecke sitzend und seufzend!

„Sind dabei nicht die Lichter ausgegangen?“ fragte sie.

Walther war ganz glücklich gewesen bei Tische, als er in lebhafter Unterhaltung neben ihr saß. Er erzählte von seinen Neueinrichtungen auf Schloß Siethen, das er nett und modern ausbauen ließ, von seinem einsamen Leben dort, und sie hörte ihm freundlich zu, wie sie versprochen. Das gab ihm den Mut, zu erklären, er habe die herzlichste Sehnsucht, diesem einsamen Leben ein Ende zu machen.

„O, Sie wollen sich doch nicht umbringen?“ lachte Alexandrine. „Dann müssen Sie sich aber einen andern Vertrauten aussuchen, als mich. Ich kann Ihnen unmöglich die Schleife knüpfen zum Aufhängen!“

„Baronesse, Sie sind grausam!“ sagte Walther seufzend, und es war ihm wirklich ernst mit seinem Seufzer, denn die Kerzen auf dem silbernen Armleuchter vor ihnen wehten bedenklich nach der andern Seite.

„Aber Sie haben vielleicht eine andre Todesart gewählt?“ fuhr Fräulein von Mörner übermütig fort. „Wenn Sie mich doch schon ins Vertrauen gezogen haben, können Sie mir auch beichten, welche?“

„Die, zu Grunde zu gehen an Ihrer schlechten Behandlung!“ gab Siethen zurück, in ihren lustigen Ton einstimmend, freilich nicht ohne eine gewisse treuherzige Kläglichkeit.

„Aber Sie sind ja noch nicht krank und ich nicht Ihr Arzt!“

„Doch,“ beteuerte er und legte die gewaltige Hand auf seine gewaltige Brust, „ich bin krank und niemand kann mein Arzt sein, als Sie, gnädigste Baronesse!“

„Wissen Sie, Herr von Siethen,“ gab Alexandrine trocken zurück, „das haben Sie wirklich ganz nett gesagt. Es ist aber nicht galant von Ihnen, so bei Tische zwischen Braten und Fisch mich um meinen ärztlichen Beistand zu bitten — die Sentimentalität soll dem Appetit schaden!“

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein,“ sagte nun Walther ernsthaft, „wenn Sie mich darauf aufmerksam machen, daß jetzt nicht Ort noch Zeit ist, von so —“

„Trübseligen Dingen zu reden,“ fiel sie ihm ins Wort, „wie vom Umbringen und dergleichen.“ Walther hat ihr

nachgerade genug die Cour gemacht und immer in seiner nicht eben übermäßig geschickten Weise, darum hat sie von vornherein diese Tonart angeschlagen. Der brave Walther aber ließ sich so leicht nicht abweisen.

„Ich weiß, ich fange es ungeschickt an," begann er, „aber ich versichere Sie, gnädigste Baronesse, die Empfindungen, die ich im Herzen trage, sind so echt und tief, daß sie Sie auf die Dauer doch rühren werden, und daß sie durch eine übermütige Spötterei nicht auszurotten sind. Und nun will ich Ihnen heute abend damit nicht weiter beschwerlich fallen! Sprechen wir von etwas andrem."

„Und tragen Sie mir den übermütigen Scherz nicht nach!" bat Alexandrine mit freundlicher Miene — er hatte recht, seine Treue hatte etwas Rührendes an sich, aber es war keine von den stolzen und berauschenden Empfindungen, welche ihr Herz erwartete, um sich mitfortreißen zu lassen. Doch war sie nun ein ganz Teil liebenswürdiger gegen ihn, als bisher. Freilich war das ein Almosen, und Walther nahm es auch als solches hin. Aber das wurmte ihn und trug dazu bei, seinen Groll gegen Bötzow zu mehren. Abgewiesen, mitleidig behandelt, durch einen andern verdrängt und noch dazu gehöhnt, daß er diesem andern nicht energisch entgegentrat, war etwas viel für ihn. Er saß bedeutend einsilbiger da als zuvor und stürzte ein Glas Larose nach dem andern hinunter.

Als nach Tische Georg ihm seine Nachbarin entführte, ging Walther weder hinauf in den großen Saal, noch hinüber in des jungen Thümen Zimmer, wo eine tanzträge Gesellschaft jüngerer Herren rauchend saß, sondern er trat auf ein paar Momente in den Garten hinaus, weil seine Pulse schwer hämmerten und er seinen heißen Kopf etwas kühlen wollte.

Von oben hallte durch die hier und da geöffneten Fenster die rauschende Musik, er hörte das Lachen und vergnügte Plaudern der Tanzenden und Promenierenden, und ab und zu kam ein helles Kleid oder ein Paar flüchtig auf einen Moment in eine der Fensternischen. Er aber stand hier unten einsam, und um ihn war es dunkel — da fühlte er einen schweren Grimm langsam in sich aufsteigen und ging lieber rasch wieder ins Haus. Als er an der offnen Tanzsaalthür vorüberkam und Alexandrine an Bötzows Arm in dem Walzer, der rauschend eben eingesetzt, dahingleiten sah, da trat er, wie von einem Magneten gezogen, dort ein. Es war ihm

ein Stich durchs Herz, dessen Hand an ihrer Hüfte zu sehen, und seine Blicke folgten den beiden düster durch den Saal.

Und wie sie tanzten! Alexandrine lag fest in Bötzows Arm, den Kopf ein wenig hintenüber geworfen, die Lippen in einem reizenden Lächeln halb geöffnet. Sie blickte mit lustigen, glänzenden Augen zu ihrem Tänzer auf — und jetzt hatte bei einem stärkeren Schwunge ihre Brust eine kurze Sekunde dicht gegen die seine gelegen. Er wandte sich knirschend ab und ging wieder hinaus, geradeswegs in das Spielzimmer zum Rittmeister. Ein merkwürdiges dumpfes Brausen und Dröhnen war in seinem Kopfe. Der vorüberrauschenden Comtesse d'Haussonville trat er auf die Schleppe, ohne sich zu entschuldigen, da er's nicht einmal gemerkt.

Der alte Herr sah ihn kommen. Er war ein Menschenkenner. „Hm, eine stark geheizte Maschine," dachte er. „Noch einen kleinen Anstoß, und er thut seine Pflicht!" Er bat den Oberförster, für ihn einzutreten, und ging Walther entgegen.

„Wollen zu mir, was?" sagte er und nahm ihn am Arme mit sich. „Sehen ja heidenmäßig vergnügt aus, haben Sie mit meiner Alexandra getanzt, Siethen?"

Walther zog die Brauen zusammen. Dann fragte er mit einem finsteren Lachen: „Niemand anders als mir haben Sie den Jagdschein ausgestellt? Ist das ganz sicher?"

„Der geht jetzt einen Eclat machen," dachte der Rittmeister. „Ich habe seine Sanftmut doch überschätzt!"

„Zum Teufel!" rief er ärgerlich. „Keinem Menschen habe ich Jagdscheine ausgestellt — rate Ihnen sehr, mir meine Worte nicht zu verdrehen! Bin auch jung gewesen, habe auch Geschichten gehabt, aber mit so 'nem Menschenfressergesicht wie Sie bin ich nicht 'rumgegangen! Immer fein in der Stille! Wer zeigt auch dem Gegner seinen Aerger? Freut ihn bloß und kompromittiert die beteiligte dritte. Ich sage Ihnen, Walther, zwischen Ihnen und mir gehen böse Dinge vor, wenn Sie mir den geringsten Blutstropfen auf meiner Alexandra Ballkleid spritzen lassen — tropice gesagt!"

„Werde mich hüten, irgend wen zu kompromittieren. 's wäre vielleicht mein Vorteil Ihnen gegenüber, wenn ich's thäte. Bin aber auch ein ehrlicher Gegner, wenngleich Sie jetzt den Rückzug antreten, wie 's scheint!"

Er lachte — es klang rauh und dröhnte aus den Ecken nach. „Nun — gleichviel, versichern Sie mir nur, daß Sie

keinem andern in irgend welcher Form irgend welche Hoffnungen gemacht!“

„Was geben Sie dafür, wenn ich das versichere?“

„Das Versprechen, kein Aufsehen zu machen, solange ich an mich halten kann, sondern das Hälsebrechen ganz in der Stille vorzunehmen!“ erwiderte Siethen finster.

„Wer sekundiert?“ fragte der Rittmeister zurück.

„Im Notfall Georg!“

„Und der Anlaß?“

„Findet sich schon!“

„Na, dann beruhigen Sie sich nur wegen des dritten — habe niemand in die Sache hineingezogen!“

„Und Sie, Herr Rittmeister, wegen der dritten — werde niemand in die Sache hineinziehen!“ —

Walther suchte seinen Bruder Georg auf, der eine Gruppe sehr junger Damen unterhielt; auf das angenehmste nach dem hellen Gelächter zu schließen, das Walther entgegenschallte.

„Sie können sich denken, wie pudelnärrisch das aussah, als der spindeldürre junge Oertzen plötzlich zu seinem Schrecken rittlings auf der Bache saß und — die Füße auf dem Boden nachschleifend gegen die Schützenkette herangeritten kam!“

So schloß eben Georg, als Walther ihm auf die Schulter klopfte.

„Ich habe jetzt ein Wort mit dem Bötzow zu reden,“ sagte er ihm, ihn auf die Seite nehmend. „Bitte dich, mach dich inzwischen an Alexandrine Mörner und unterhalte sie zehn Minuten so gut, wie dir das überhaupt möglich ist. Nachher wirst du dann wohl eine kleine Unterredung mit dem Bötzow haben. Aber auf Handschlag — reinen Mund halten!“

Georg lachte, schlug kräftig ein und dachte bei sich: „Das ist 'mal ein famoser Auftrag. Zehn Minuten so gut unterhalten, wie mir das überhaupt möglich ist. Brüderlein, eine herrliche Gelegenheit, die du mir da gibst! Autorisiert mich geradeswegs dazu, sie ihm wegzuschnappen!“

Dann begab er sich mit großem Eifer zu Fräulein Alexandrine, um seinen Auftrag zu erfüllen.

Mit einem Male fühlte er die schwere Hand seines Bruders wieder auf seiner Schulter. „Wie würdest du denn das anfangen, Georg,“ fragte der Aeltere leise, „jemand so zu fordern, daß weder er, noch die andern merken, warum? Ich sinne hin, ich sinne her und finde keinen rechten Vor-

wand." Sein Kopf war in der That jetzt zu voll von schwerem Grimm, als daß ihm die Gedanken leicht zufließen konnten.

Georg sah sich lachend um: „J, da frage den Betreffenden doch selber. Hat er Verstand, so wird er's schon an deinem Tone merken, daß du ihm an die Nieren willst!"

„Eine verteufelte Idee!" dachte Walther. „So ganz Georg das!"

Dann ging er mit schweren, langen Schritten hinüber zu Bötzow, den er im Gespräch mit dem Landrat stehen sah. „Ein guter Gedanke, verehrter Herr, den Sie da aussprechen," sagte eben das Haupt des Kreises. „Doch da kommt Baron Siethen mit einem Gesicht, als wolle er etwas von Ihnen! Bitte, bitte, ich mache Platz." Damit trat der alte Herr liebenswürdig grüßend zurück.

„Auch ich möchte mir erlauben, Sie um einen ‚guten Gedanken' zu bitten, Herr von Bötzow," begann Walther.

Bernhard sah ihm ein wenig erstaunt in das hochrote Gesicht. Er hatte Siethen ein paarmal auf Alten-Kähnsdorf getroffen, aber sie waren über die oberflächlichste Bekanntschaft kaum hinausgekommen. Jetzt kam der Mann mit einer Art grimmiger Vertraulichkeit zu ihm. „Wenn es irgend in meinen Kräften steht," sagte er höflich.

„Gewiß, gewiß, Sie werden die Sache schon verstehen!" entgegnete jener mit rauhem Lachen. „'s handelt sich zumeist ums Verstehen dabei!"

Walther sprach eigentümlich laut, Bernhard erhielt den unangenehmen Eindruck, als sei der andre nicht mehr nüchtern.

„Kommen Sie," erwiderte er, „wir wollen in den Salon drüben gehen." Und er führte ihn in eins der menschenleeren Seitenzimmer.

„Die Sache ist die," hob Walther dort an, mit schweren Schritten vor Bernhard auf und ab gehend, „ich bin mit einem meiner Nachbarn in einen Interessenkonflikt geraten, den ich nicht zu schlichten weiß. Vielleicht können Sie mir einen guten Rat geben."

Die Ampel klirrte leise, während er ging, obwohl ein dicker Smyrnateppich seine Schritte dämpfte. Bernhard stand im scharfen Lichte dieser Ampel, über die man einen Schleier gedeckt, und stützte sich mit der Rechten leicht auf einen Renaissancetisch, der mit Rauchzeug beladen schräg in die Mitte des Zimmers gerückt war.

„Ist da auch niemand drin?“ fuhr Siethen plötzlich auf eine Portiere los, durch welche es in ein anstoßendes größeres Gemach ging, und schlug den Vorhang heftig zurück. Jenes Zimmer war leer. Man hatte die Wände desselben ganz mit hohen Topfgewächsen bestellt, und es wehte eine würzige, erfrischende Luft darin. Von Zeit zu Zeit mochte wohl eine tanzerhitzte Schöne mit ihrem Kavalier dort hineinkommen, um einmal Atem zu schöpfen. Walther ließ den Stoffvorhang zurückfallen: „Es bleibt nämlich besser unter uns, was wir besprechen wollen. Also Interessenkonflikt. Es ist etwas, was ich haben will, und was er nicht lassen will. Wie sollen wir nun entscheiden, wer es kriegt?“ Er blieb vor Bernhard stehen und blickte ihn mit seinen großen blauen Augen, in die das Blut zu treten begann, stier an.

Bernhard erwiderte, sich peinlich berührt abwendend: „Lassen Sie es doch auf eine Klage ankommen!“

„Eine Klage? Das Gericht soll entscheiden? Das wäre ja ein famoser Spaß. Sehen Sie, auf den guten Gedanken wäre ich allein in der That nicht gekommen! Nein, mein verehrter Herr, Sie verstehen mich noch nicht.“

„Sprechen Sie, bitte, nicht so laut!“ mahnte Bernhard. „Möglicherweise ist jetzt dort jemand eingetreten.“

„Bitte, ich habe eben nachgesehen!“ gab Walther zurück, fuhr aber trotzdem leiser fort, indem er noch dichter vor den andern trat: „Unmöglich, daß zwischen dem andern und mir das Gericht entscheide, es handelt sich weder um Acker, noch um Vieh, sondern — —“ In diesem Augenblick hörte Bernhard deutlich im Nebenzimmer ein Kleid rauschen und einen Herrenstiefel leise knarren. „Sondern um etwas, das Volants und Spitzen trägt!“ vollendete jener, heiser flüsternd.

„Nun, da schießen Sie sich, wenn's keinen andern Ausweg gibt,“ sagte Bötzow kalt.

„Vortrefflich! Aber das ist nicht so leicht! Erstens braucht niemand darum zu wissen. Sie verstehen, die Rücksicht, die man der Dame schuldet. Und zweitens ist mir damit nicht geholfen, etwa ein paar Löcher in die Luft zu schießen und dann eine Edelmutskomödie zu spielen: Bruder nimm du sie!“

„Also ein Duell auf verschärfte Bedingungen!“ meinte Bernhard, der nur mit einem Viertelohr zuhörte, weil er im Nebenzimmer Alexandrines Stimme erkannt hatte, wie sie einem Herrn für etwas dankte. Zugleich hörte er ein Sprechen und Rauschen, wie wenn man Selterwasser ein-

gießt. Mit wem war sie da drinnen? Ah, da: „Danke Herr von Siethen!" sagte sie. Also war Georg bei ihr. Walther, ganz bei der Sache, hatte nichts gehört oder achtete nicht darauf. „Gewiß!" sagte er eifrig mit gedämpfter Stimme.

„So etwas Amerikanisches?" warf Bernhard hin und wechselte langsam seinen Platz so, daß er durch den Spalt des Vorhanges einen Einblick in das andre Zimmer gewann.

„Das widerstrebt mir. Nein, es muß ausgefochten werden von Mann zu Mann. Und einer muß bleiben!"

Walther war ihm nachgefolgt und sah ihm, dicht vor ihm stehend, ins Gesicht. Er machte jetzt gar nicht mehr den Eindruck des Betrunkenen, sondern ein maßloser Grimm, eine verbissene Wut funkelte aus seinen Augen. „Will er denn etwas von mir?" dachte Bernhard. Plötzlich verstand er und trat unwillkürlich einen Schritt auf dem weichen Teppich zurück. „Ah, Fräulein von — —?" murmelte er.

„Erraten!" gab Siethen ebenso leise zurück. „Wollen Sie es derentwillen auf ein paar Schüsse übers Schnupftuch ankommen lassen, oder darf ich erwarten, daß Sie dieselbe ohnedies aufgeben?"

„Ob ich mich um derentwillen schlagen würde oder ob ich vorziehe, sie so ‚aufzugeben', wie Sie sich auszudrücken belieben?" wiederholte Bötzow halb abwesend und die Augen auf etwas im andern Zimmer geheftet, was er bei seiner Stellungsveränderung eben erblickt hatte. „Dies letztere Wort erscheint mir außerordentlich unpassend gewählt, da ich mir keiner Rechte auf dieselbe bewußt bin!"

Er verstummte plötzlich und machte unwillkürlich ein paar Schritte über den Smyrnateppich auf die Portierenthür zu. „Was mag er nur im andern Zimmer haben?" dachte Walther. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Thür und durch den Spalt, sah aber von seinem Standpunkte aus nichts und folgte nun Bötzow nach.

„Keiner Rechte bewußt?" sagte er. „Das ist für mich die Hauptsache, denn ob Sie meine Worte passend oder unpassend gewählt finden, bleibt sich gleich! So frage ich denn weiter: Wollen Sie sich verpflichten, von nun an Ihre Besuche in Alten-Kähnsdorf einzustellen?"

Auch diesmal erteilte ihm Bernhard nicht die rechte Antwort, da er mit allen Sinnen bei dem war, was drüben

geschah. Plötzlich erblaßte er und seine Augen sprühten Funken. „Ich stehe Ihnen nachher zu Diensten, Herr von Siethen — jetzt geschieht da drinnen etwas, das uns beide gleicherweise angeht!"

In diesem Augenblick wurde drinnen eine leidenschaftliche Stimme laut, welche Walther sofort für die seines Bruders erkannte. Sein Bruder? Der mußte ja jetzt mit Alexandra Mörner sein. Also befand sich diese da drinnen, und Georgs Worte waren an sie gerichtet?! O, welche Infamie! Er trat hinter Bötzow und sah ihm über die Schulter. Beide Männer standen im Schatten des Lampenschleiers; mit gemeinschaftlichem Instinkt den Atem anhaltend und ihren Zwist unterbrechend, hörten sie und sahen, wie drinnen Alexandrine eben empört aufsprang.

„Bleiben Sie, o bleiben Sie!" beschwor Georg sie mit einem tiefen Vibrieren seiner lauter anschwellenden Stimme. „Hören Sie mich, Alexandrine — Sie müssen mich hören, wenn ich nicht vergehen soll, wenn die brennende Glut, die ich für Sie darin trage, mein Herz nicht verzehren soll. Nein, ich halte Ihre Hand und lasse Sie nicht, und sollte ich sterben hier zu Ihren Füßen. Sie sehen, Sie können nicht los von mir!"

Es war ein wilder Jubel in den letzten Worten. Ihre Hand, die er gefaßt, hatte sie nicht loszuschütteln vermocht, und er bedeckte dieselbe mit raschen, heißen Küssen.

„Sie wissen, ich rufe nicht um Hilfe, um mich zu befreien," sagte jetzt Alexandrine kalt, „denn vielleicht wünschen Sie das gerade, damit ich vor der Welt mit Ihnen in dieser Lage bemerkt werde. Aber ich appelliere an Ihre Edelmannsehre, geben Sie meine Hand frei!"

Bötzow hört, wie bei dem Worte Edelmannsehre Walther hinter ihm mit den Zähnen knirscht und Miene macht, an ihm vorüber in das anstoßende Zimmer zu stürzen. „Still," flüstert er, fast unhörbar. „Um Alexandras willen! Wir dürfen sie in dieser Situation nicht überraschen; wir dürfen nur wachen, daß nicht noch etwas Aergeres geschieht!" Walthers Brust geht hoch, aber er fügt sich.

„Edelmannsehre," sagt drinnen Georg in eigentümlich wilden Lauten, „was gilt sie mir, wo die Liebe spricht! Ich verrate auch meinen Bruder in diesem Augenblick — was sind Ehre und Bruder gegen die glühende Zärtlichkeit, welche ich gegen Sie empfinde, Alexandrine! O, lassen Sie sich

rühren, lassen Sie mich hoffen! Ein Wort, ein Blick — ich flehe Sie an, ich will Ihr Sklave sein mein lebelang, ich will —"

„Bin ich denn in Schurkenhände gefallen?" unterbricht ihn die Baronesse heftig. „Augenblicks geben Sie meine Hand frei, oder — —"

Und wirklich befreit sie sich in diesem Moment durch einen starken Ruck.

„Schurke?" rief Georg drinnen, aufspringend. „Gut, sei's! Du willst nicht mein sein mit Willen, Schöne, Geliebte, so siegl' ich dich mir an mit Gewalt!"

Und er warf sich auf sie, die eben nach der Saalthür stürzte, er ereilte sie drei Schritte vor der Schwelle, er schlang halb von hinten seinen rechten Arm um ihre Gestalt und wollte sie eben über ihre Schulter hinweg küssen — da hörte er hinter sich plötzlich ein Knirschen, und im selben Augenblick fühlte er sich an den Armen gepackt und zurückgerissen.

Bernhard ist ins Zimmer gesprungen, hat mit Berserkerwut jenen unter den Armen ergriffen, er reißt ihn zurück, er hebt ihn hoch in die Luft und dann schmettert er ihn lang auf die Erde mit so gewaltiger Wucht, daß Georg mit weit ausholenden Armen in dumpfem Krach auf die Diele aufschlägt und regungslos liegen bleibt.

Auch Walther ist wütend ins Zimmer gedrungen — hätte Bernhard den Bruder nicht so zu Boden geschmettert, im nächsten Augenblick hätte er es selbst gethan. Nun steht er da und starrt wild auf den Liegenden, und wie er sich auf ein Geräusch umwendet, sieht er, wie Bernhard, der sich rascher gefaßt, der Baronesse den Arm bietet, um sie hinauszuführen.

Alexandra hat stolz und regungslos gestanden, wie unbeteiligt, blaß, mit übergroßen Augen; eben legt sie ihren Arm, als müsse das so sein, in den Bernhards; es ist etwas in ihrer Haltung, wie wenn es natürlicherweise gar nicht anders hätte kommen können, als daß er im entscheidenden Augenblick herbeieilte und sie befreite. Walther erkennt das wohl. Schon sind sie an der Thür zum Saal; da steht er plötzlich neben ihnen; mit einem harten Griff, dessen Ruck selbst Alexandrine mitfühlt, faßt er Bernhards Arm und sagt, zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch, mit einer grimmigen, triumphierenden Höflichkeit: „Ich danke

Ihnen von Herzen, Herr von Bötzow, daß Sie diesem die gebührende Lektion erteilt. Aber nun darf ich Sie wohl auch hier erwarten, damit wir uns — weiter aussprechen!"

Neuntes Kapitel.

„Höchst fatale Geschichte!" kam eine halbe Stunde später der junge Hausherr zu seiner kleinen Frau, welche sich auf einen Augenblick in ihres Gatten Arbeitszimmer geflüchtet, erhitzt, erschöpft und ruhebedürftig. „Ich dachte mir gleich, daß uns irgend eine Verlegenheit daraus erwachsen würde, wenn wir den sonderbaren alten Rittmeister und seine hochnäsige Alexandra einlüden!" Er setzte sich rasch neben sie auf das Sofa und schlug den Arm um sie. „Arme kleine Frau! Ganz hin, was? Aber diese verwünschte Geschichte auch. Und zumal — —!"

„Aber Männe!" rief Frau Else und sprang mit feuerrotem Gesichte auf. „Und was ist denn mit Mörners?"

„Der Alte hat sich wieder mit jemand überwerfen müssen, ein schrecklicher Mensch! Diesmal mit dem alten Straub, der ihm ordentlich gedient hat. Und Alexandra? O, seit einer halben Stunde tuschelt man sich allerlei in die Ohren von Dingen, die ihretwegen zwischen den beiden Siethens und dem Bötzow vorgegangen. Ich weiß nicht, dieser Bötzow machte doch so einen ruhigen, netten Eindruck, als er neulich Visite schnitt. Und jetzt flüstert man geradezu von Thätlichkeiten! Daß die Menschen sich auch mein Haus dazu aussuchen! Und dann weiß doch jeder, daß bei solcher Gelegenheit alle Wände von Glas sind! Ach Else, kleine Else, warum läufst du denn schon wieder weg von mir?"

„Weil die Wände von Glas sind, du großer Schlingel!" lachte Frau Else und nahm vor ihm Reißaus zum Zimmer hinaus. — —

„Liebe Lexa, um Himmels willen, was ist denn geschehen?" stand sie zwei Minuten später vor Alexandra, „Kurt sagt mir eben . . ."

„Immer noch siebzehn Jahr mit deinen naiven Fragen, Kleine?" erwiderte Alexandrine.

„Verzeih, Lexa," bat die kleine Frau und wurde wieder über und über rot. „Ich habe wahrhaftig nicht daran gedacht, daß es so furchtbar taktlos war. Also ist wirklich etwas daran, daß . . ."

„Nun, mein liebes Kind, ich habe nicht die Gewohnheit zu lügen, wenn man mich fragt. Aber ich bitte dich dringend um Diskretion. Ja, es ist etwas daran. Georg Siethen hat sich gegen mich taktlos benommen. Bötzow kam dazu und handelte, wie jeder Mann von Ehre handeln mußte, er korrigierte ihn. Uebrigens war auch Georgs Bruder zur Stelle und stellte sich vollkommen auf Herrn von Bötzows Seite. Nun weißt du alles!"

„Ja, schön alles!" dachte Else. „Das Allerinteressanteste verschweigt sie!" Und die Frage: „Was hat denn Georg eigentlich gethan?" brannte ihr auf der Zunge. Sie wollte diese Frage nicht wagen. Plötzlich kam sie doch damit heraus. Freilich that es ihr sofort leid, als sie sah, wie Alexandrines Gesicht sich darüber verfinsterte. „Verzeih, liebe, liebe Lexa — ich wollte dir gewiß nicht wehe thun! Nein, sage mir lieber nichts!" Und sie schlang zärtlich den Arm um der Freundin Taille. „Ich war nur so furchtbar erschreckt, als Kurtius —"

„Kurtius?" wiederholte die andre mit einem halben Lächeln.

Else schämte sich, daß sie den Kosenamen, den sie ihrem Manne zu geben pflegte, ausgeplaudert.

„Als Kurt," fuhr sie hastig in ihrem Satze fort, „mir davon sprach, daß sie sich nun ‚die Hälse brechen wollten', wie er es ausdrückte."

Alexandrine machte sich heftig los und sah ihr ins Gesicht.

„Sie werden sich schlagen?" fragte sie. Daran hatte sie nicht gedacht. Bernhard sollte sich schlagen?! Mit Georg Siethen, welcher weit und breit der beste Pistolenschütze ist. Fast immer, wenn man an Klein-Siethen vorbeifährt, hört man ihn knallen; den ganzen Tag liegt er vor Langeweile auf dem Schießstande; einmal, als er auf Alten-Kähnsdorf war, hat er dem Rittmeister, der selbst ein eifriger Schütze ist, seine Künste zeigen müssen. Der alte Friedrich warf im Garten Eier in die Höhe und auf dreißig Schritte schoß sie Georg im Fluge mittendurch, eins nach dem andern, mit einer fremden Pistole! Daß die Männer sich schlagen und schießen,

findet Alexandrine sehr natürlich. Gewiß, ein Mann muß schlicht und brav „losgehen", wenn es eben nicht zu vermeiden ist. Aber dies Duell, ja, da hört die standesgemäße Empfindung auf, die persönliche beginnt zu reden. Dies Duell darf nicht stattfinden!

„Meine liebe Else," sagt sie, „es thut mir unendlich leid, daß eine so unliebsame Sache hier bei dir sich hat ereignen müssen, aber sei überzeugt, ich habe während des Vorfalls beständig nur darum gesorgt, daß Eclat vermieden würde, zumal solange es nur zwischen mir und Siethen spielte! Und nun," hier verschleierte sich ihre klare Stimme, „nun glaube ich es als meine Aufgabe betrachten zu müssen, das Duell zu verhindern. Erstens — und das ist für mich das Ausschlaggebende — klingt es ganz abscheulich, wenn die Herren später davon so in ihrer Weise reden: ‚Entsinnen Sie sich noch des Skandals zwischen den Siethens und dem Bötzow damals auf dem Thümenschen Balle?' — das möchte ich denn doch gern verhüten! Und ferner wäre es mir selber auch nicht angenehm, wenn mein Name da hineingezogen würde."

„Gut, Alexandra, wir wollen sehen, alles beizulegen. Mein Kurt kann gleich . . ."

„Bewahre! Laß mich erst einmal mein Heil allein versuchen. Du weißt, wie Walther Siethen — sich seine Zukunft denkt. Vielleicht, wenn ich — selber mit ihm rede. Jedenfalls, wenn ich scheitern sollte, bitte ich dann dich, und wir rufen deines Mannes Beistand an! Abgemacht?"

„Meine liebe, tapfere Lexa!" Else drückte ihr kräftig die hingehaltene Hand. Wahrhaftig, das Duell mußte hintertrieben werden, Alexandrine hatte ganz recht. Es würde entsetzlich peinlich sein! — —

Georg — er war gefallen und hatte sich verletzt, wie Walther den andern Herrschaften mitgeteilt — Georg lag in einem Kabinettchen ebener Erde auf dem Sofa, sein Bruder war bei ihm und man wartete die Ankunft des Doktors aus Trebbin ab, nach welchem sofort geschickt worden war. Da öffnete Alexandrine die Thür und bat Walther, einen Augenblick mit ihr in das Nebenzimmer zu treten.

„Wie geht es Ihrem Bruder?" fragte sie kühl, als sie die Schwelle überschritten.

„Sie sind eine gütige Fee, gnädigste Baronesse!" sagte Walther leise und warm, „daß Sie nach ihm fragen kommen.

Er klagt über innere Schmerzen und mag sich nicht bewegen. Ich bin nur froh, daß wir ihn ohne Aufsehen hier herunter geschafft, von wo wir ihn nachher leicht in den Wagen heben können."

„Herr von Siethen," erwiderte Alexandra. „Ich kam nicht, um nach Ihrem Bruder zu fragen. Ich glaube, das begreifen Sie. Vielmehr kam ich, Ihnen auseinanderzusetzen, daß es mir um Frau von Thümens willen außerordentlich peinlich wäre, wenn gerade der heutige Abend die Veranlassung eines Waffenganges werden sollte —"

„Aber wie wissen Sie denn," fragte Walther in vollster Ueberraschung, „daß ich Bötzow gefordert?"

Er hätte sich auf den Mund schlagen mögen, daß er damit herausgeplatzt.

„Also Sie haben ihn gefordert?" fragte Alexandrine zurück, ihn mit maßlosem Erstaunen betrachtend. Walther hatte Bötzows Dazwischentreten doch anscheinend vollkommen gebilligt. „Es geht mich eigentlich nichts an, Herr von Siethen, und ich werde Ihnen zudringlich erscheinen — aber, warum in aller Welt haben denn Sie . . .? Wollen Sie etwa für Ihres Bruders Benehmen gegen mich eintreten?"

Walther stotterte und ward rot vor Verlegenheit. Das Fräulein aber, welches verwundert den Kopf schüttelte und ihn mit ihren klaren Augen scharf anblickte, ahnte plötzlich den Zusammenhang. Auch fiel ihr der Ton wieder ein, mit dem Walther vorhin Bernhard gebeten, wiederzukommen. Da brach mit einem Male ihr Zorn aus. „Ich verstehe jetzt," sagte sie. „Es gefällt Ihnen nicht, daß Herr von Bötzow öfter zu uns nach Alten-Kähnsdorf kommt. Er ist Ihnen im Wege. Sie möchten ihn wegschießen. Ja oder nein?"

„Baronesse — — ich — —"

„Bitte, ja oder nein? Oder haben Sie etwa nicht den Mut, sich zur Wahrheit zu bekennen?"

Sie sprach hart und kurz, ganz ihres Vaters Tochter.

„Ja!" sagte Walther trotzig. „Allerdings! Es ist so!"

„Schön! Findet dies Duell statt, so brauchen auch Sie nicht wieder nach Alten-Kähnsdorf zu kommen. Wir sind dann fertig miteinander!"

„Mein gnädigstes Fräulein, Sie werden mir doch erlauben, zu thun, was ich — —"

„Gewiß," unterbrach sie ihn eisig. „Aber Sie, Herr Baron, werden mir doch auch erlauben, zu thun, was ich mag, zu empfangen, wen ich mag, oder nicht zu empfangen, wen ich nicht mag!"

„O, wen ich mag?" wiederholte Walther erschrocken. „Wen ich mag? Sollte das ein Avis au lecteur sein? Sie — mögen also Herrn von Bötzow?" Er that diese ungewöhnliche Frage in seiner derben Weise gerade heraus und sein Gesicht spannte sich vor banger Erwartung.

„Fassen Sie es doch auf, wie Sie wollen! Oder wünschen Sie, daß ich Ihrem Verständnis zu Hilfe komme? Doch bemerken Sie bitte auch das: Wen ich nicht mag!" Alexandrine verbarg damit eigentlich nur ihre Verlegenheit über das ungeschickte „Wen ich mag," das ihr im Zorne entschlüpft war. Walther aber hatte nur dieses eine Wort gehört und plötzlich schlug seine Gereiztheit in eine große Wehmut um, die ihn überfiel, er wußte nicht wie, die ihn vollständig übermannte. Es war ja nun heraus, der andre besaß ihre Neigung. „Darum also," sagte er langsam und mit finsteren Brauen, „darum also soll das Duell verhindert werden, Alexandrine!"

„Bitte, Fräulein von Mörner, Herr Baron, nicht Alexandrine!" Ihre Stimme klang bei dieser Zurechtweisung lange nicht mehr so herb, als bisher — Walthers Gesichtsausdruck verwirrte sie.

„Sagen Sie, darum kamen Sie zu mir, mir das Duell zu verbieten?" fragte er dringender, warm und traurig.

„Die Rücksicht auf Else Thümen und dann auch die Rücksicht auf mich selbst, die man doch — —"

„Haben Sie nun doch auch den Mut, sich zur Wahrheit zu bekennen!" unterbrach er sie, ein wenig bitter, aber ohne jede Härte im Ton.

Alexandrine richtete sich auf. Sie verstand die Sprache seiner Augen, sie las in seinen Zügen, und was sie las, rührte sie geradezu. In jedem andern Falle hätte ein solcher Appell an ihre Wahrheitsliebe sie schwer gereizt — hier fühlte sie plötzlich weich.

„Ja," sagte sie, „aus diesem Grunde kam ich zu Ihnen!"

Eine Pause folgte, in welcher er mit gesenktem Haupte vor ihr stand, und sie in einer Art Scheu zu Boden blickte. Welch entscheidendes Wort hatte sie gesprochen, welch starkes,

ehrliches Gemüt mußte dieser Mann haben, daß er es so ertrug! Wie innig mußte er an ihr hängen, wenn er jetzt schwieg und nur den Schmerz empfand, seine Hoffnungen zu verlieren, ohne zugleich in Zorn und eifersüchtigem Haß gegen den glücklichen andern aufzuwallen!

„Ja,“ wiederholte sie noch einmal, „darum kam ich zu Ihnen!“ Zugleich streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte er und beugte sich über diese Hand, „daß Sie so viel Vertrauen zu mir hatten. Sie haben recht, ich kann nicht gut den Mann fordern, der Ihnen teuer ist. Mißachten Sie mich nicht — es ist keine Schwäche von mir!“ Er blickte ihr tief in die Augen, sie drückte ihm kräftig seine große Hand. „Nein, dies Duell wird nicht statthaben!“ wiederholte er noch einmal langsam, ließ ihre Hand fallen, schüttelte das Haupt, wie unwillig, wandte sich rasch ab und ging mit langen, steifen Schritten aus dem Zimmer.

Das Fräulein blickte ihm nach. Es war so eine eigentümliche Unbeholfenheit in seinem Abgange — sie bedauerte mit einem Male, dies ehrliche, schlichte Herz zurückgestoßen und verloren zu haben. Aber es war besser so — es war nun alles klar!

Sie verließ das Zimmer; als sie oben in den Saal trat, kam ihr Frau Else entgegen: „Nun?“

„Alles in Ordnung. Dieser brave Walther steht davon ab, und es wird sich alles friedlich arrangieren!“

„Gott sei Dank!“

Kaum hatte sich Alexandra von ihrer Freundin abgewendet, als auf diese die alte Excellenz von Bärklas, eine Dame von gut fünf Fuß zehn Zoll mit einem beneidenswerten Schnurrbärtchen, wie ein großer, starker Raubvogel zurauschte und die kleine Frau in Beschlag nahm: „Aber sagen Sie 'mal, meine liebste Frau von Thümen, die jungen Leute wollten sich wirklich die Hälse brechen?“

„Nicht doch, Excellenz, es ist ja bloß ein leeres Gerede!“ sagte Frau Else, in den Krallen der andern wie ein zartes Singvögelchen sich wehrend.

„Aber bitte, meine Liebe,“ kam es spitz zurück, „Sie wollen mir doch nicht ausreden, was ich mit eignen Ohren gehört habe. Die junge Mörner kam ja eben von unten herauf und brachte die gute Nachricht, daß sich alles arrangierte! Sie hat sich wohl persönlich ins Mittel gelegt, wie?“

„Ich weiß gar nicht, ob Alexandrine irgend welchen Schritt in der Angelegenheit gethan hat!" log Frau Else. Aber sie verstand das Lügen nicht — ihr hübsches Gesichtchen begann darüber rot zu flammen. Und dies Erröten war ein deutliches „Ja".

„Geben Sie sich doch keine Mühe, mir etwas weiszumachen, liebe Thümen!" lachte die andre, halb gutmütig, halb maliziös, „die Sache ist also beigelegt — und wir werden wohl nächstens eine Verlobung feiern können!"

„Eine Verlobung, Excellenz?"

„Nun ja! Wenn zwei junge Leute sich schlagen wollen, und eine junge Dame legt sich ins Mittel, dann ist, solange die Welt steht, die nächste Folge die gewesen, daß sie sich alsbald mit einem der beiden verlobte! Es fragt sich jetzt bloß noch, mit welchem?"

Nun ließ sie ihre Beute, das Singvögelchen, los und rauschte davon. Und ein kleiner Kreis von Damen hatte sich sofort um sie gebildet. Es dauerte aber nicht lange, so trat Frau von Bärklas unten bei Walther ein.

„Na, wie geht es denn Ihrem lieben Kranken?" fragte sie, ihre Stimme möglichst dämpfend, denn Georg stöhnte eben einmal leise auf.

„Der Doktor war gerade da, Excellenz," gab Walther zurück, „innere Quetschung, schmerzhaft, aber ungefährlich. Wir warten auf unsern Wagen und wollen nach Hause!"

„Nun, das freut mich von Herzen, daß die Sache wenigstens keine schlimmen Folgen haben soll! Ach, das läuft bisweilen gar nicht sanft ab. Mein lieber, seliger Mann — —"

„Pardon, Excellenz, der Doktor hat eigentlich die strikteste Ruhe für meinen Bruder angeordnet!"

„O, ich gehe ja schon! Aber ich muß Ihnen noch einmal die Hand drücken, lieber Baron, ein wenig wärmer als sonst — Sie werden mich schon verstehen!"

Und sie lächelte außerordentlich „verschmitzt".

„Ich — verstehe gar nicht, ich bedaure unendlich!" erwiderte Siethen, sie mit betroffenen Augen anblickend.

„Nun, ich bin diskret," sie war schon an der Thür, bis zu der Walther sie glücklich zurückgedrängt hatte. „Ich will ja weiter nichts sagen, aber wenn man so schönen Besuch hatte, wie — Sie vorhin, so — nun, nun, ich will wirklich nicht indiskret sein."

Walthers Gesicht hatte sich plötzlich so sehr verfinstert, daß Frau von Bärklas ganz genau wußte, woran sie war. Der war der Glückliche nicht, um dessentwillen sich das schöne Mädchen so zu sagen zwischen die Degen geworfen; so sah ein hoffnungsvoll Liebender nicht aus, wie dieser starke, große, düster blickende Mann, der einzige Herr außer Herrn von Plüskow vom ersten Garde-Regiment, zu dem die Excellenz ordentlich in die Höhe sehen mußte.

„Und recht rasche und gründliche Besserung für Ihren lieben, guten Bruder! Soll ich Ihnen nicht von meinen elektro-homöopathischen Medikamenten schicken?“

Sie war nämlich eine eifrige Anhängerin der bekannten Geheimlehre des Grafen Mathei in Bologna, der Warzen wie Schwindsucht durch „Elektro-Homöopathie“ kuriert.

„Ich halte mich lieber an den Arzt, danke gehorsamst!“

„Nun, wie Sie wollen. Lehnen also jede, auch die diskreteste Gratulation ab?“

Siethen antwortete gar nichts — aber seine Augen flammten plötzlich so grimmig auf die Excellenz herunter, daß diese zurückprallte. „O, o,“ stotterte sie erschrocken, „Adieu, adieu, lieber Baron!“ Und dann drückte Walther die Thür hinter ihr leise ins Schloß.

„Ein abscheulicher Grobian,“ dachte Frau von Bärklas. „Ich habe ihm ja doch den Korb nicht gegeben!“

„Eine abscheuliche alte Klatschbase,“ dachte Herr von Siethen. „Die wird jetzt oben schöne Sachen kolportieren!“

Und darin irrte er nicht. Oben hatte sich alsbald um die würdige Dame derselbe Kreis, wie vorher, gebildet, in welchem die altmodischeren Toiletten vorherrschten. „O, der muß aber 'mal bei Fräulein Hochnase von Mörner abgefallen sein, meine Liebe! War in einer Bärenlaune! Gott sei Dank, daß ich mit heiler Haut aus der Stube gekommen.“ Und eine Viertelstunde später war ein ganzer Roman fertig. „Das arme junge Mädchen, die Mörner! Wie kann man sich nur so kompromittieren! Aber das kommt vom Hochmut! Und wenn dieser Bötzow sie nun etwa nicht heiratet, so kann sie getrost eine alte Jungfer werden! Denn wer wird sie nach dem allen jetzt noch nehmen mögen? Magere Partie, ein Privatgelehrter, pah! Aber freilich der alte Mörner ist ja reich genug. Wie sagte er doch vorhin bei der Spielpartie: ‚Wenn ich nicht stets ein paar Tausendmarkscheine in der Tasche habe, fühle ich mich wie ein Lump!‘ — — —“

„Was, Teufel, ist denn mit Ihrem Bruder los?" platzte zu gleicher Zeit der Rittmeister in das Zimmer, wo Georg lag.

Das fehlte nun auch noch! Walther verlor die Geduld. Und dieser Wagen, der seit einer halben Stunde angespannt sein sollte! Aber freilich, um diese Zeit mußten die Kutscher ja schon betrunken sein!

„Bitte, im Nebenzimmer, Herr Rittmeister!" sagte Siethen und sprang von seinem Rohrstuhl neben dem Sofa auf. „Mein Bruder verträgt das laute Sprechen nicht!"

Der alte Herr sah Walther schief an. „Haben recht!" brummte er dann und ließ sich hinausschieben.

„Also," begann Walther, „für die übrige Gesellschaft hat sich mein Bruder in einer Teppichfalte mit dem Fuße gefangen und ist schwer hingestürzt. In Wahrheit hat er gegen eine Dame eine Taktlosigkeit begangen und ist dafür von Herrn von Bötzow korrigiert worden, ein wenig hart, aber vollkommen gerecht, derart, daß ich mich jetzt mit jenem Herrn unter keinen Umständen schlagen kann, weil ich damit für jene Taktlosigkeit eintreten würde. Und das darf ich nach Lage der Umstände weder, noch mag ich es!"

Der Rittmeister blickte Walther verdutzt an, mit solchem Nachdruck hatte dieser gesprochen! „Schön, schön. Also Sie werden sich nicht schlagen!" sagte er dann. „Eigentlich habe ich dies ja vorausgesetzt —"

Weiter kam er nicht.

„Bitte, das behalten Sie wohl lieber für sich, Herr Rittmeister," fuhr Walther auf. „Erstens habe ich augenblicklich keine Lust, mir dergleichen sagen zu lassen, und zweitens ist der Moment auch schlecht gewählt, denn ich höre eben meinen Wagen vorfahren und muß nun daran denken, wie ich meinen kranken Bruder bequem nach Hause bringe. Ich bitte, entschuldigen Sie mich für jetzt!"

Sprach's, verbeugte sich und kehrte in das Kabinett zurück, die Thür hinter sich zuziehend.

Der alte Herr aber stand nach dieser Abfertigung wie vom Donner gerührt und sah die Thür an.

Gegen die konnte er nun wüten, wenn er wollte. Sollte er dem Walther in das Zimmer folgen, wo der Kranke lag? Sollte er sich ihn etwa nachher „langen", auf dem Wege zum Wagen? Abgeschmackt alles beides. Nein, es war rein gar nichts zu thun, er war völlig geschlagen.

Erst nach einer vollen Minute grimmigen Starrens auf die Thür hatte er sich wieder erholt. Und der Ausdruck, in dem er nun seine Empfindungen zusammenfaßte, bestand aus zwei Teilen. Der erste zählte fünfzehn bis achtzehn Silben, vieles Artilleristische kam darin vor, er schloß mit „— — element!“ Und der zweite lautete: „Das war forsch! Der ist mein Mann! Der sollte eigentlich auch die Alexandra kriegen!“

Dann ging er kopfschüttelnd davon, mit gesträubten Borsten, wehe, wer ihm jetzt in den Wurf kam! Zum erstenmal in seinem Leben hatte ihn jemand so kurz und gründlich abgefertigt. „Und gerade der Walther, dies sanfte Huhn! Ja, sanft, das wissen wir nun besser. Schadet nichts, braver Kerl, tüchtiger Kerl!“ Aber er guckte sich links und rechts um — Gott sei Dank, es war wenigstens niemand in der Nähe gewesen und hatte die Sache mitangehört.

„Warum schlägt der sich nun aber bloß nicht?“ dachte er und stieg die Treppe hinan. „Dächte doch, wenn jemand meinem Bruder eine Rippe knickt, wäre die natürliche Logik gerade die umgekehrte: ich müßte trachten, dem Jemand an die eignen zu kommen! Statt dessen scheint er ganz zufrieden damit — die reine Unnatur!“

Wo Unnatur ist, stecken die Weibervölker dahinter. Wer war die Dame, um derentwillen der Bötzow — —? Der Bötzow — von dem führte bei ihm seit den letzten Tagen eine bequeme Gedankenchaussee zu Alexandrine. Sollte seine Alexandrine — —? „Wollen sie gleich 'mal fragen! — Aber dieser Federfuchser von Bötzow! Thut, als könne er kein Wässerchen trüben und kriegt den Georg Siethen unter, der doch wahrhaftig ein fixes Kerlchen ist!“ Das hatte er ihm gar nicht zugetraut, und Bernhard stieg ein ganzes Stück in seiner Achtung.

Wie er so den Flur entlang ging, etwas schwerfällig und prustend, hörte er mit einem Male Alexandrines Stimme hinter einer der Thüren.

Der Tonfall, in dem sie sprach, reizte ihn, stehen zu bleiben. Aber der Korridor war so hell und die Diener gingen ab und zu. Bah — ihm würde „die Valetaille“ schon aus dem Wege gehen, und er stellte sich breit vor die Thür, um zuzuhören.

Mit wem sprach Alexandra? Da — es war der alte

Drachen — die Bärklas — potztausend, die beiden sagten sich Liebenswürdigkeiten, alle beide so recht die allerverbindlichsten Stimmregister aufziehend.

„Richtige Katzenmanier!“ dachte der alte Herr und rieb sich vergnügt die Hände. „Wo wir grob werden, da drehen die Weibervölker sich gegenseitig Epigramme an!“ Und er hatte sein stilles Gaudium.

Aber worüber sprachen die beiden denn eigentlich?

Die Bärklas machte Alexandrine Komplimente, welche offenbar boshafter Natur waren.

„Nein, mein liebes gnädiges Fräulein,“ sagte sie eben, „es wäre wirklich tapfer und brav von Ihnen gewesen, wenn Sie sich ins Mittel gelegt hätten. Freilich ist das nicht jeder Sache; manches junge Mädchen würde fürchten — vielleicht nicht ganz mit Unrecht! — daß sie ihrem Rufe schade, wenn sie sich in die Angelegenheiten der Männer mische. Aber ich weiß, Sie sind brav und unerschrocken und würden selbst auf diese Gefahr hin eingreifen, ehe Sie um Ihretwillen Blut vergießen ließen. Eben darum begreife ich auch nicht, daß Sie es nicht wahr haben wollen und meine Komplimente abwehren!“

„Ins Mittel legen?“ wiederholte sich draußen der Rittmeister, „in die Angelegenheiten der Männer mischen — Blut vergießen — was Teufel, die Alexandrine scheint ja wirklich — — Halt, da legt sie los! Wollen 'mal sehen, wie sie's der Alten heimzahlt!“ Und das Fachinteresse an den Wortfechtkünsten der beiden überwog wieder.

„Ja, ja, Excellenz,“ gab Alexandra zurück. „Die Scheu einer jungen Dame, ihretwegen eine solche Affaire zwischen den Herren sich abspielen zu sehen, selbst wenn sie die ganz unschuldige Ursache ist, und das Bestreben, ihrerseits auf eine Verhinderung hinzuwirken, finde ich, wie Excellenz, ganz natürlich und begreiflich. Aber, Sie wissen ja, Excellenz, wie albern die Leute sind. Einige gern medisierende ältere Herrschaften müssen sich dann gleich hinsetzen und allerlei romantische Fabeln zusammenschmieden, halb voll Neugier und halb voll Bosheit, statt sich um ihnen näherliegende Angelegenheiten zu kümmern!“

„Bravo!“ meinte der alte Herr. „Albern, Neugier, Bosheit, medisierende ältere Herrschaften. Stecken Sie sich das gefälligst hinter den Spiegel, Excellenz! Und ‚statt sich um ihnen näherliegende Angelegenheiten zu kümmern,‘ famos,

man weiß ja, daß ihre Friederike auch nicht gerade gut thut! Und dabei sitzen die beiden da drinnen gewiß so recht gemütlich auf einem Sofa zusammen und schneiden sich die freundlichsten, unschuldigsten Gesichter! Es geht doch nichts über solchen Price-fight der Weibervölker. Herrjeh, wenn ich Sultan wäre, da würde ich mir extra ein paar feine Zungen dazu halten!"

„Ach ja, es gibt viel unnützes Gerede in der Welt!" erwiderte jetzt die alte Dame. „Aber wissen Sie, mein liebes Kind, das hat auch wieder sein Gutes. Sie bilden ja eine rühmliche, mit Recht bewunderte Ausnahme; jedoch so viele unsrer jungen Damen sind heutzutage so vorneweg mit dem Munde und so hochmütig-ungeniert in ihrem Thun, daß es gar nichts schadet, wenn sie sich ein bißchen vor der ‚Kaffeeschwesterkritik' fürchten und mehr in acht nehmen. So in diesem Falle — Sie würden das ja mit so viel Takt und Umsicht thun, daß auch die Böswilligste nichts dagegen einzuwenden fände — aber andre, die sollten lieber denken: Wenn die Herren sich schlagen wollen, dann schickt es sich für ein junges Mädchen wahrhaftig nicht, sich da einzumengen; höchstens könnten sie ihre männlichen Verwandten, Vater oder Bruder, bewegen, sich ins Mittel zu legen; wenn nämlich einer der Duellanten ihnen teuer ist und sie für dessen Leben zittern!"

„Auch nicht übel gedreht!" censierte der Rittmeister. „Wenn auch etwas plump! Fraglos hat Alexandrine sich eingemischt — sonst hätte die Bosheit der Alten ja keine Spitze."

In seinen Aerger mischte sich die Besorgnis, Alexandra möchte sich jetzt getroffen fühlen, sich erregt zeigen und dadurch der alten Dame vollends verraten, daß die Sache sich wirklich so verhielt, wie jene annahm, und sie sich in der That an Walther oder Bötzow gewendet habe. Daß es so war, stand bei ihm bereits fest, aber das Mädchen brauchte es ja nicht deutlich einzugestehen. Die Excellenz wollte offenbar bloß heraus haben, ob sie sich in Wahrheit so stark für einen der beiden interessiere, und für wen. Und er überlegte, ob er jetzt nicht dazwischentreten solle, um eine Unvorsichtigkeit zu verhüten.

„O, Excellenz sind sehr gütig," sagte da Alexandrine bereits, vollkommen kühl bleibend, „daß Sie mir eine Ausnahmestellung vor den andern jungen Mädchen einräumen wollen, aber" — hier klang ihre Stimme stark ironisch — „ich kann das ja

schon aus Bescheidenheit nicht annehmen. Im übrigen möchte ich allerdings für erwachsene Babies in meinem Alter die Freiheit in Anspruch nehmen, zu thun und zu lassen, was uns selber richtig scheint. Ich ziehe überdies die Grenzen der Schicklichkeit nicht so kleinlich eng. So habe ich auch unsre liebe Friederike immer verteidigt, als sie damals mit ihrem Vetter Botho allein nach Paris gefahren — was macht denn Ihr Fräulein Tochter eigentlich jetzt? Wie geht es ihr? Ist sie bei Ihnen? Wir sehen uns leider so selten."

„Adorable, dieser Vorstoß ins feindliche Lager!" Der Rittmeister wäre seiner klugen Tochter wahrhaftig am liebsten um den Hals gefallen, so sehr er sich über sie ärgerte: „Ja, ja, liebe Excellenz, wer im Glashause sitzt — —!" Und es half nichts — vor Stolz, Vergnügen und Aerger zugleich über „sein Blut", platzte er mit einem seiner furchtbaren Gelächter heraus, vor denen die Thüren aufsprangen und die Fenster klirrten — entsetzt fuhren drinnen beide Damen in die Höhe.

„Mein Gott, diese Lunge!" sagte Frau von Bärklas zu dem Eintretenden, der jetzt sofort die Thür aufgestoßen hatte, „Sie haben aber 'ne schöne Uebung im Lachen, liebster Rittmeister; na, gewiß, weil Sie an Baronesse Tochter so viel Freude erleben!" Und sie rauschte, grüßend, lächelnd, winkend schleunigst auf die Thür zu. Aber ihr Schicksal erreichte sie für ihre letzte Bosheit doch noch.

„Gewiß macht sie mir das!" rief ihr der alte Herr mit greulicher Freude nach. „Sie ist mir noch nicht ein einziges Mal nach Paris durchgebrannt!"

Dann wendete er sich zu Alexandrine um — eine Pause entstand, Vater und Tochter standen sich mit sonderbaren Empfindungen gegenüber.

„Ich habe euer Gespräch mit angehört," begann der Rittmeister, und die dunkelblaue Ader auf seiner kantigen Stirn schwoll dick an, „danach scheinst du heute abend ganz seltsame Erfolge gehabt zu haben!"

Alexandrine schwieg.

„Walther Siethen hatte den Bötzow gefordert!" fing der alte Herr von neuem an. „Warum hast du die Leute sich nicht schießen lassen?"

Alexandrine antwortete auch jetzt nicht. Der Ton ihres Vaters war hart — ihre Stirn krauste sich.

„Darf ich um Antwort bitten? Gegen Frau von Bärklas hattest du doch eben noch eine recht geläufige Zunge!" Aber es legt sich doch eine eigne Falte des Behagens um seine Lippen, wie er daran zurückdenkt; freilich nur für eine kurze Sekunde.

Alexandrine hat inzwischen ihren Entschluß gefaßt. „Ich könnte dir sagen, Papa, daß ich meines Rufes wegen dazwischentrat. Du siehst, wie jetzt schon geklatscht wird; wie viel mehr wäre das der Fall, wenn sie sich geschossen hätten. Aber ich sage dir das nicht, denn es ist nur die halbe Wahrheit. Die ganze — hier ist nicht der Ort dazu. Und wenn ich dir ins Gesicht sehe, merke ich deutlich, daß jetzt auch nicht die richtige Zeit dazu ist. Sei mir nicht böse, Papa, aber erlaube mir, diese rechte Zeit abzuwarten — du siehst, ich bin nicht unaufrichtig, ich werde dir dann alles sagen. Und mögen wir nun nicht lieber nach Hause fahren?"

Der alte Herr sah sie lange an — sie ertrug seinen Blick frei und ohne mit den Augen zu zucken, aber ihr Gesicht überzog sich langsam mit einem feinen Rot, das immer tiefer und satter wurde, je länger sie so stand. Sie sah prächtig aus, so frisch, stolz und stark, daß dem alten Manne das Herz laut gegen die Rippen schlug. Aber er bezwang sich, hob plötzlich die rechte Faust mit einer fast rohen Drohung gegen sie auf und sagte — Silbe für Silbe — mit der Stimme eines knurrenden großen Hofhundes: „Alexandrine!"

Unter dieser Gebärde verschwand plötzlich das zarte, tiefe Rot auf den Wangen des Mädchens; sie wurde blaß und ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. In ihre Blicke hatte eben begonnen ein Schimmer zu treten, welcher weich schien und welcher fast aussah, als ob er zärtlich hätte werden können — der verschwand in jähem Uebergange; und das warme Braun ihrer Iris dunkelte sich zu einem finsteren, entschlossen blitzenden Schwarz. Ein eigner Schnitt ging dem Rittmeister durchs Herz, wie er das sah.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" brummte er, ließ langsam die Faust sinken und wandte sich ab. Dann rief er einen Diener heran und bestellte seinen Wagen.

Auf der Heimfahrt saß er mürrisch in seiner Ecke und sprach während der anderthalb Stunden langen Fahrt auch nicht ein einziges Wort. Alexandrine mußte sonderbarerweise immer an die Friederike Bärklas denken, und wie das wohl gekommen sein mochte, daß sie ihrer Mama Haus heimlich ver-

ließ, um auf und davon zu gehen. Und die Friederike war doch früher ein ganz verständiges Mädchen gewesen. Dazwischen kam ihr zu wiederholten Malen eine Romanphrase in den Sinn: „Es ist schlimm und gefährlich, wenn Mädchen in der Rosenzeit ihres Lebens nicht das rechte Verhältnis und einen offnen Weg zum elterlichen Herzen haben.“ — — —

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Tage erhielt Bernhard einen Brief von Walther, worin dieser schrieb, „daß er durch das Dazwischentreten außerordentlicher Umstände diskreter Natur gezwungen sei, das gestern getroffene Arrangement als nicht bestehend zu betrachten und ihn in aller Loyalität wegen der stattgehabten Vorgänge zwischen ihnen um Entschuldigung zu bitten.“

Bernhard war sehr überrascht. Gleich nach der zweiten Unterredung mit Walther nach Hause gefahren, wußte er von nichts und war, eine Erklärung zu finden, ganz auf seinen Scharfsinn angewiesen.

„Dazwischentreten außerordentlicher Umstände diskreter Natur?“ Das konnte nur einen Sinn haben, einen Sinn freilich, an den Bernhard zuerst nicht zu glauben wagte — den, daß Alexandrine von der Sache erfahren und zu Walther gegangen.

Warum? Aus Furcht vor der Nachrede — oder aus Besorgnis? Ersteres schien ihm nicht recht glaublich, er kannte ja ihre furchtlos-stolze Sinnesart — letzteres, ein freudiger Schreck rieselt ihm durch die Glieder, bleibt die einzige Erklärung.

Aber wie Gewißheit erlangen? Er wird hinübergehen. Hat sie Furcht vor übler Nachrede gehabt, so wird sie ihn mit gekniffener Braue, ein wenig kühler und zurückhaltender als sonst empfangen; ist das andre ihr Beweggrund gewesen, so muß ihr Gesicht einen eignen Ausdruck tragen, so eine Art sonniger Scheu.

Er hat sie seit jenem Tage, da er in entzücktem Schwärmen durch Wald und Feld streifte, noch nicht gesehen. Am selben

Nachmittage war er hinübergeeilt, das Herz ganz voll. Aber das launische Leben fügt es wohl, daß die Menschen in den Augenblicken stolzesten und schönsten Empfindens sich an den banalsten Hindernissen stoßen — als er sich melden ließ und bang im Salon der kommenden Begegnung harrte, brachte man ihm die Botschaft, das gnädige Fräulein sei eben mit Fräulein Bergemann und müsse unendlich bedauern. Fräulein Bergemann — das war die Schneiderin aus Potsdam, und während Bernhard wartend saß, stand Alexandrine gerade in einer ärmellosen Taille, welche die Schneiderin anprobieren gekommen, hatte bloße Arme und eine Unzahl Stecknadeln um und an sich! Somit hatte die Aussprache, welche Bernhard ersehnte, bis nach dem Balle verschoben werden müssen.

Heute nun, als er durch die kleine Pforte in den Vorgarten trat, war Alexandrine nicht unsichtbar; sogleich fiel ihm ihr helles Kleid ins Auge; sie wandelte am Ende des Vorgartens, wo es um den Giebel herum in den großen Garten geht, auf und ab. Und es war strikte Schicklichkeit, daß er nicht ins Haus trat, sondern durch den wallartigen Buchsbaumgang vor demselben sich zu dem gnädigen Fräulein begab, dieses zu begrüßen.

Ein paar Schritte trat sie ihm entgegen, zögernd, das Gesicht rosig, sonnig, die Augenlider gesenkt, ein reizendes Lächeln auf den Lippen.

Wie er sie so sah, schäumte sein Herz freudig auf; voll Stolz, Glück und Rührung beugte er sich über die dargebotene Hand, und küßte diese innig — die selige Gewißheit ist da, seinetwegen hat sie gebangt, ist sie zu Walther gegangen; ihr mutiges Herz — für ihn hat es gezittert. Er hat es kaum geglaubt, daß diese Regung frauenhafter Schwäche in die Seele der Starken, Schönen hat sollen Eingang gefunden haben — und es ist doch so; ihr Gemüt beginnt die jungfräuliche Herbe zu verlieren, milderer Art des Weibes entgegenzureifen. Und das ist ein Keimen, welches nur die Liebe, nichts sonst in der Welt, die seelenbefruchtende Liebe allein, zu wirken vermag.

Kein Wort wird zwischen ihnen gewechselt; nebeneinander schreiten sie den rebenumlaubten Gang in den Garten hinab; beiden schwillt das Herz in Frohsinn und Befangenheit, eine Wolke sonnigen Lichtes scheint sie zu umgeben, in einer Wolke Glück scheinen sie daherzuschreiten.

Im Rebdache über ihnen, dicht über ihren beiden Köpfen ist ein Pirolnest; der scheue, gelbe Vogel sitzt brütend darauf, blickt mit klugen Augen, die wie schwarze kleine Perlen schimmern, auf sie; er fliegt nicht auf, mit wunderbarem Instinkt merkt er, daß ihm von diesen beiden keine Gefahr drohe.

„Nun, mein lieber Freund, so stumm?“ sagt endlich Alexandrine, als sie an der Ecke des Weges angelangt sind und einen breiteren betreten, welcher durch den Blumengarten an das Grenzgitter führt, an der Stelle vorbei, wo Bernhard sie an jenem Abend zum erstenmal gesehen. Ihre Stimme klingt so eigen bewegt, leise verschleiert, erwartungsvoll scheu. Sie schlägt an sein Herz wie eines goldnen Glockenklöppels leiser Schlag an eine feine alte Glocke rührt, so daß es wie ein silbernes, zartes Klingen durch ihn geht.

„Nur ein Wort vermöchte ich jetzt zu reden, Alexandrine,“ gibt er mit bebender Stimme langsam zurück, „und dies Wort ist so schwer und bedeutungsvoll — soll ich es wagen?“

Sie senkt den Kopf, sie antwortet nicht.

Eben gehen sie an dem Beete des starkduftenden, honigsüßen Alissum vorüber, auf dem tausend Bienen schwirren. Sie neigt sich und nimmt eine Handvoll der zarten Blüten, bleibt vor ihm stehen, das weiße Büschel in der Rechten, halb abgewendet. Er sieht von ihrem Antlitze nur das Profil und einen Mundwinkel, der sich in ein weiches Grübchen verliert.

In diesem Grübchen sitzt etwas, das sich mit keinem Worte der Erde beschreiben läßt, etwas stillglückselig Erwartungsvolles, welches sich zu fürchten scheint, indem es doch Mut einflößt.

Mit einem Male nimmt er ihr den Alissumstrauß aus der Hand, legt unter der vollen Oeffentlichkeit des Sonnenlichtes den Arm leise um sie und flüstert: „Auch dieses Alissum ist für mich, nicht wahr?“

Sie befreit sich nicht von seinem Arme.

„Und du,“ flüstert er weiter, „bist du auch für mich?“

Sie wendet sich zu ihm um, ihr Kopf geht in die Höhe, ihre Augen sehen ihn mit einem Glanz, einer strahlenden Wärme an, daß ein Zucken und Beben durch seinen ganzen Körper geht.

„Ja!“ ruft sie laut in starkem Tone, hat sich im gleichen

Momente losgerissen und eilt, so schnell die Füße sie tragen, den Gang entlang, in den Rebenlaubensteg, dem Hause zu.

In einer wunderbaren Stimmung folgt er ihr — sein Herz so voll, als müßte er gewaltsam etwas in die Welt hinausschreien, einen unirdischen Jubelruf, der bis zur goldnen Sonne und bis in alle Himmel dränge. Beim Treten ist ihm, als ginge es über lauter Wälle von weichen Rosen, in die er, einen nach dem andern überschreitend, bis über den Knöchel versinkt, und die ihm eine verschwenderisch gütige Gottheit milliardenweis auf den Weg geschüttet.

Wie er in den Laubengang einbiegt, sieht er sie wieder. In der Mitte des Weges steht sie, gegen ihn gewendet, ihn erwartend, ihm mit glänzenden Augen entgegenblickend, den Oberkörper leicht hintenüber geworfen — —

„Ja, ja, ja!“ ruft sie noch einmal, als er stürmisch herantritt, mit derselben starken, freudigen Stimme, und streckt ihm beide Hände entgegen. Und als er sie an diesen zu sich heranzieht, fügt sie noch das eine inhaltschwere Wort hinzu, rosig erblühend über das ganze Antlitz: „Dein!“

Er drückt beide Hände und küßt sie, eine nach der andern. Sie sind so weiß, fest und fühlen sich an wie weiche, kühle, pflaumige Aprikosen; wonnig durchbebt es ihn, sie in seinen Händen zu halten, die Lippen darauf zu drücken.

Dann gehen sie miteinander zum Hause zurück. Aber an der Ecke, wo der Weg in den Vorgarten einbiegt, kehren sie um und wandeln auf dem Wege noch ein paarmal hin und her, von tausend seligen Dingen plaudernd — mit einem Male bleiben sie stehen und sehen sich errötend an — sie merken plötzlich, daß sie sich „Du“ nennen!

„O, mein teurer Freund, das müssen wir uns auf eine kleine Weile — wieder versagen!“ sagte sie, tapfer und beschämt, „bis wir es auch vor den andern dürfen!“

Er will noch heute zu ihrem Vater gehen.

„Nicht heute!“ bittet sie, und der erste Meltau fällt auf ihr junges Glück. „Lassen Sie mich Papa erst vorbereiten, lassen Sie m i c h zuerst mit ihm sprechen!“ Sie weiß, daß es verhängnisvoll für sie sein würde, träten sie heute vor den alten Herrn; weiß, daß man da erst starke Hindernisse hinwegräumen muß.

„Dann will ich Sie auch nicht wiedersehen inzwischen, bis ich ein Telegramm erhalte, zu kommen,“ erwidert er mit

einem schweren Seufzer. Es ist wahr, sie müßten heucheln, müßten fremd thun und sich verstellen, sollten sie sich in der Zwischenzeit vor Fremden sehen. Und so nehmen sie Abschied — er wird nach Berlin gehen, Vorbereitungen treffen, Verbindungen anknüpfen, rasch ins Leben treten, um sein Heim gründen zu können.

Das Herz ist ihm zu voll; zu dem alten Herrn kann er nicht mehr hineingehen. Alexandrine bleibt allein im Garten, Bernhard aber trifft an der Hausthür doch auf den Rittmeister.

„Ich komme, mich Ihnen zu empfehlen," sagt er, „und Ihnen für die Gastfreundschaft zu danken, die ich in Ihrem Hause genossen. Wichtige Angelegenheiten führen mich plötzlich nach Berlin zurück. Wenn ich wieder zu meinem alten Freunde nach Neuen-Kähnsdorf komme, erlauben Sie mir, Herr Rittmeister, wieder bei Ihnen vorzusprechen?" Sein Gesicht ist so sonnig, er sagt das so offen und fröhlich, daß der alte Herr, so grämlich er ist, ihn schmunzelnd betrachtet.

„Nun, 'was Verdrießliches scheint es ja nicht zu sein, was Sie so rasch abruft!" erwidert er. „Reisen Sie glücklich!" Gott sei Dank, daß er den Federfuchser los wird! War der erst fort und beim Teufel, so konnte sich ja alles wieder zurechtrücken. Und er gibt ihm das Geleit bis an das Gartenpförtchen, wirft dieses hinter ihm ins Schloß und dreht mit ausdrucksvollem Gerassel den Schlüssel zweimal um. Selbst der alte Friedrich hätte gar nicht besser mit diesen einfachen Mitteln ausdrücken können, daß er froh sei, des Gastes Rücken zu sehen.

Bernhard aber geht draußen am Staketenzaun entlang, blickt zwischen diesem hindurch nach Alexandrines Zimmerfenster und sieht sie dort stehen. Ein frohes, warmes Lächeln, ein grüßendes Neigen des schönen Hauptes gibt sie ihm als Abschied auf den Weg — dann tritt der große Thorpfeiler zwischen beide.

Aber in Bernhards Brust ist eine Seligkeit entglommen, die fortbrennt, auch da er sie nicht mehr sieht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Mose, der vom Berge hernieder steigt!" ruft der Pfarrer, als der Gast bei ihm eintritt. „Dein Antlitz glänzt!"

Bernhard sieht ihn bloß an und streckt ihm die Hand hin. Der Pfarrer springt empor und tritt rasch auf ihn zu.

„Brauche ich noch etwas zu sagen?“ fragt der Jüngere.

„Nein, nein, dein Angesicht redet!“

Dann hat sich Bernhard ihm in die Arme geworfen.

„Aber nichts merken lassen! Es ist noch gar nichts entschieden. Ich gehe heute noch nach der Hauptstadt. Ich will zu dem und dem und dem!“ Hier nennt er die Namen einer Universitätsberühmtheit, eines ‚großen‘ Schriftstellers, eines Unterstaatssekretärs. „Was du lange gewünscht, liebster Freund, erfüllt sich nun. Ich stürze mich ins volle Leben und suche mein Gewinnlos zu erraffen.“

„Wie?“ fragt der Pastor.

„Ja, das soll ich dir jetzt auseinandersetzen!“ lacht Bernhard.

„Nun, ich wünsche dir von Herzen Glück und — Besonnenheit!“

„Ach — in gewissen Stunden scheitern die Schiffe nicht und die Klippen werden Glas, zerschellen vor dem Kiele!“ —

Eine halbe Stunde später ist gepackt. Des Schulzen Wagen steht vor der Thür, Bernhard springt auf. „Hei“ und „hüoh!“ ruft der Knecht — und die Pferde ziehen an. Auf der Schwelle winkt der Pfarrer nach — Jette zeigt verstohlen der Hausfrau ein blinkendes Zehnmarkstück. „Es ist doch unrecht, wie er die Leute mit Trinkgeldern verdirbt!“ murrt Frau Trudchen, an ihren Mann sich wendend, hat aber feuchte Augen. „Hätte mich nicht gewundert, auch wenn er dem Mädchen einen braunen Schein mit der Fünfzig in die Hand gedrückt!“ denkt still lächelnd der Hausherr.

„Und ob er sich auch nicht auf die beiden Schinkenbrötchen für unterwegs gesetzt hat?“ sorgt sich die Hausfrau. „Er steckte sie so leichtsinnig in die hintere Rocktasche.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Ernte war auf Alten-Kähnsdorf in vollem Gange. Noch um achteinhalb Uhr abends kamen heute zwei Wagen — die letzten — auf den Hof gefahren, hochbepackt, so daß sich in dem gewaltigen Scheunenthor links, rechts und oben Aehren abstreifen, die dann geknickt herunterhängen. Herr Fliedner marschiert in staubigen Stulpenstiefeln hinter dem zweiten Wagen.

„Na, alles gut gegangen?“ schreit ihm der Rittmeister zu, welcher in seinem Schlafrocke weit zum Flurfenster in den Hof hinausliegt.

„Vortrefflich! 's war ein heißer Tag, Herr Rittmeister!" sagt Fliedner, nicht ohne einen Ausdruck von Zufriedenheit mit sich und aller Welt, daß die Sache geschafft ist.

„Wie sagt der Evangelist Lukas?" fährt ihn der Herr an. „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte!"

Herrn Fliedners fröhliches Angesicht verfinstert sich.

„Ja, ja," fährt der Rittmeister fort, als er das sieht. „Was nutzt mir denn all Ihr Herumwirtschaften im Felde, bei dem Sie Wunder denken, was Sie thun. Wissen Sie, was die Seele der Landwirtschaft ist?"

„Dung!" platzt der junge Mann heraus, in der Meinung, das Rechte zu treffen.

„Ach was — Geld! sage ich Ihnen. Ohne Geld kein Wirtschaften. Und wer sorgt dafür, daß immer zur rechten Zeit das Geld da ist? Zu wem kommen Sie Sonnabends und sagen; ‚Ich brauche fünfzig Thaler zum Lohnauszahlen!?' zu mir. Da heißt's: ‚So Alter, nun gib!' Und dann sperre ich den Beutel auf, ich, junger Herr, und kein andrer. Also ich bin die Seele des Betriebes hier, und nicht die Leute, die auf dem Felde umherlaufen. Mein Brot eßt ihr alle! Und der Lohn? Wenn ich das Geringste thue oder sage, was einem von euch nicht paßt, kriege ich schiefe Gesichter zu sehen! Eine pudelnärrische Welt!"

Und ärgerlich ging er nach dem Vorderkorridor, die Verbindungsthür nach diesem sehr nachdrücklich schließend. Herr Fliedner aber stand und wußte nicht, was er denken sollte: „Es wird wirklich von Tag zu Tage ärger. Das klang doch ganz, als würde er nächstens überschnappen. Man kann es ja gar nicht mehr mit anhören. Namentlich die letzte Woche war kaum noch zum Aushalten!" Dann ging er kopfschüttelnd nach der Scheune hinüber.

Ja, es war eine arge Zeit und schwüle Luft im Hause. Wer nur dem alten Herrn nahe kam, bekam etwas zu hören. Und immer brach er die Veranlassung vom Zaune, wie eben.

Nur Alexandrine war gegen seine üble Laune gefeit — noch nicht ein einziges hartes Wort hatte er ihr gesagt. Nicht etwa, weil es ihm an Lust dazu fehlte; aber er fand wirklich und wahrhaftig keine Gelegenheit, was viel heißen wollte und ihn sehr wurmte, so daß er's alle andern reichlich entgelten ließ. Das Mädchen aber war durch nichts

zu beleidigen, es blieb stets heiter, nahm alles, was er sagte, ruhig und freundlich hin, oder wußte es so geschickt und nett zu wenden, daß die böse Spitze abbrach und er entwaffnet war. Woher diese unsägliche Gemütsfreudigkeit, der gar nicht beizukommen schien? Die Sache wurde ihm geradezu unheimlich, daß er — ohne dafür zu können — seit Bötzows Abreise so gut mit seinem Kinde stand! Und er kroch um sie herum, wie ein mißtrauischer Lokomotivführer um seine Maschine, an der irgend etwas nicht in Ordnung sein muß, was er aber leider nicht entdecken kann.

So ging er, nachdem er Herrn Fliedner abgefertigt, zu ihr in den Salon, sie über den Rand der Lesebrille mit großen, verdachtsdunkeln Augen beobachtend.

Sie saß an einem Tische und hatte eine Stickerei vor.

Eine Sekunde knitterte er mit seiner Zeitung, dann warf er sie hin: „Ist hier viel zu dunkel zum Lesen. Du wirst dir auch die Augen verderben. Könnte längst Licht brennen!"

„Ja, Papa, du hast recht, ich werde die Lampe bestellen!" Und sie legte die Stickerei hin, stach die Nadel ein, stand auf, klingelte nach der Lampe.

Therese kam und wollte sie auf ihren Arbeitstisch stellen. „Dorthin!" sagte Alexandrine und wies auf den Tisch vor dem alten Herrn, auf dem die Zeitung lag.

„I, wo werde ich denn die Lampe für mich beanspruchen," brummte dieser, „wenn du sie zur Arbeit brauchst. Dummes Zeug!"

„Ich setze mich zu dir, Papa, wenn du nämlich nichts dagegen hast!" war die Antwort.

Der Rittmeister schob die Brille an der Stirn in die Höhe und guckte sie mit hochgezogenen Brauen an.

„Ist das nun Verstellung?" dachte er, aber ihr Ton war doch so natürlich gewesen, fast schalkhaft, daß er von seinem Verdachte zurückkam.

„Habe eben draußen dem Fliedner den Kopf gewaschen!" fing er abermals an. „Nun kann ich hier bei dir von neuem anfangen!"

„Was habe ich versehen, Papa?" fragte sie und wandte den Blick von der Stickerei auf ihn. Aber dieser Blick drückte nicht den geringsten Trotz aus.

„Was du versehen hast? Nichts! Wie kann das gnädige Fräulein etwas versehen? Natürlich muß ich das nun erst

wieder lang und breit auseinandersetzen, obschon ich mich bereits oft genug darüber ausgelassen habe, für wie ungesund ich das ewige Sticken halte! Aber rede du dir nur die Zunge wund, Prediger in der Wüste, es thut doch jeder hier, was er mag!"

Ein-, zweimal hat er flüchtig das Thema berührt, anmerkungsweise, ohne jede Absicht eines Verbotes.

„Es ist eine Arbeit zu Tante Friedas Geburtstag," erwidert Alexandrine, „sie freut sich so darüber, wenn man ihr sagt, es seien mit keinem Stich die Hände einer berufsmäßigen Stickmamsell daran gewesen. Aber es ist in der That angreifend. Ich werde es in Potsdam ausführen lassen. Du hast ganz recht, lieber Papa, es verdirbt die Augen und die Brust — auf die Dauer!"

Und seelenruhig legt sie die Stickerei zusammen. Es war keine Spur von Opposition in ihrer Antwort — wenn der alte Herr noch etwas will, kann er gegen die „Narretei der alten Jungfer, der Frieda", brummen, die sich ihre „Mopsburg" in der Potsdamerstraße zu Berlin voll allerlei modischem Schnickschnack, bulgarischen Büffettläufern und dergleichen stopft, welche die gutmütige Nichte anfertigen muß!

Alexandrine nimmt ein Buch, und eine Weile bleibt es still. Als der Rittmeister den Bericht über die Pferdeauktion im königlichen Marstall zu Ende gelesen, fragt er, das Blatt senkend: „Was liest du denn da?" — „Gewiß wird es so ein verdammter französischer Roman sein," denkt er — jetzt wird er einen Grund gefunden haben.

Allein Alexandrine hält ihm das Buch über den Tisch hinüber hin, auf der Titelseite aufgeschlagen. Und er buchstabiert: „Kochbuch für die bürgerliche Hausfrau von —" — „Mohrenelement, willst du mich zum besten halten?" fährt er plötzlich auf.

„Aber wieso denn, Papa?"

Oft genug hat er gepredigt: „Laß doch die dummen Romane liegen, die einem bloß den Verstand verwirren, und nimm dir lieber das Kochbuch vor, damit dir die Mädchen später nicht einmal über den Kopf wachsen!" Nun thut sie es, unmöglich kann er ihr daraus einen Vorwurf machen! Das sieht er ein und kratzt sich hinter'm Ohr. Er war nur verblüfft und glaubte im ersten Moment, sie hätte es aus Schabernack gethan, um ihm eine Falle zu legen.

„Ich sehe einmal nach, was hier über Käsepastetchen

gesagt ist," fügt sie hinzu, „Marianne wollte das letzten Sonntag durchaus besser wissen!"

„Du wirst ja ganz außerordentlich praktisch!" gibt er grimmig zurück. „Das habe ich ja früher gar nicht an dir erlebt!"

„Ja, Papa," sagte sie lachend, „die Kinder werden mit der Zeit vernünftig, zumal wenn ihre Väter sie so gut dazu anhalten."

Sehr mißtrauisch blickt er sie an — aber ihre warmen braunen Augen glänzen so lustig zu ihm auf, ganz als wäre nichts gewesen, ihre weißen Zähne schimmern wie feuchtes Elfenbein zwischen den Lippen heraus, die beiden lachenden Grübchen liegen in den vollen Wangen so weich und lieblich gebettet — was kann er, der glückliche, mürrische Vater dieses schönen Mädchens anders thun, als polternd seinen Rückzug antreten und sich schämen, daß er durchaus „ihr etwas hat am Zeuge flicken wollen!" Er steht auf und geht hinaus, kopfschüttelnd und mit der ärgerlichen Empfindung seiner völligen Niederlage.

Und so war es ihm die ganze Woche ergangen. „Der Teufel mag wissen," brummte er, „was dem Mädchen im Leibe steckt — mit rechten Dingen geht das nicht zu!"

Aber es sammelt sich von Mal zu Mal mehr in ihm auf, die unterdrückte Galle und die wachsende Ahnung einer unerhörten Bosheit, mit der das Schicksal ihn überraschen wird. Und — kein Baum wächst in den Himmel. Der so sehnlichst erwartete Aerger brach bereits mit dem Anfang der neuen Woche über ihn herein.

Elftes Kapitel.

„Zu gewissen Stunden scheitern die Schiffe nicht und alle Klippen zerschellen vor ihnen wie Glas!"

Es war wirklich so. Als Bernhard in Berlin die Leute aufsucht, welche ihm nützlich sein können, ist etwas in seinem Wesen, welches ihm die Thore und die Herzen öffnet. Die Universitätsberühmtheit — Dekan der philosophischen Fakultät — verspricht ihm ihre Unterstützung, denn Bernhard denkt

daran, sich an der Universität zu habilitieren. Der Schriftsteller, Redakteur einer großen Wochenschrift, verheißt ihm sofortige Prüfung eines ersten „bretagnischen Artikels", den ihm Bernhard zur Probe mitteilt, in den jener auf der Stelle flüchtig Einsicht nimmt. Der Beamte gibt ihm Empfehlungen mit auf den Weg, und Bernhard schwelgt in frohen Hoffnungen, obgleich etwas Festes noch nicht erreicht ist. —

Am dritten Mittag, als er bei Lutter und Wegener speist, trifft er den Dr. Löwe, seinen litterarischen Bekannten.

„Eine grundgelehrte Arbeit, Ihr bretagnisches Feuilleton!" sagt ihm dieser. „Zu schwer, zu gediegen. Gewiß will ich sie drucken, aber Sie müssen mir erlauben, das Gelehrte wegzulassen. Sonst liest's niemand. Die Leute wollen ja bloß unterhalten sein, blättern, Anregung finden, nicht studieren!"

„Bringen Sie, was Sie wollen!" gibt Bernhard in fröhlichem Leichtsinn zurück.

„Uebrigens sollten Sie, wenn Sie noch mehr Material derart haben, ein Buch daraus machen, halb amüsant, halb gelehrt, die alten Mären und Märchen in Versen, dies heroisch, jenes idyllisch, Anmerkungen hinten zusammen, so daß die Damen sie nicht zu lesen brauchen. Ich schreibe Ihnen eine Einleitung dazu, Freund B. schneidet Vignetten, Liebeskind in Leipzig verlegt, etwa fünfzehn Bogen, Goldschnitt und Liebhabereinband. Was meinen Sie? Ihr Name und meiner auf dem Titelblatt — es führt Sie ganz hübsch ein!" Dabei steckt er die Serviette in den Kragen, um sich an die Mockturtlesuppe zu machen.

Bernhard hat sich das Buch ganz anders gedacht, aber die Vorteile leuchten ihm ein. Nur was soll der Name des andern auf dem Titelblatt? „Ich habe so wie so in diesem Jahre noch nichts ‚herausgebracht', und die undankbare Menschheit ist daran, mich zu vergessen!"

Kurz, der Pakt kommt zu stande und wird mit einer Extramarke aus dem berühmten Keller begossen.

Dann beginnt Bernhard von etwas andrem — das praktische Leben türmt ihm so viele Probleme entgegen — er möchte gern aus dem Doktor, der ein Haus macht, unverfänglich herausbekommen, wieviel wohl so ein Berliner Haushalt im Jahre verschlingt.

„Ich ‚mache' fünf bis sechstausend Thälerchen jährlich," sagt der Schriftsteller, „aber es geht auch alles wieder drauf!"

Bernhard sträubt sich das Haar. Er hat Staatspapiere, vierprozentig, und kann etwa zwölfhundert Thaler jährlich ausgeben; legt er sein Geld selbst höher verzinslich an, so macht es um ein Viertel mehr — da müßte er jährlich noch fast zwölftausend Mark erwerben, wozu er keine Möglichkeit sieht; ein Privatdozent hat keine so hohe Einnahme; litterarische Arbeit eines Anfängers — „etwa fünfhundert Mark wird uns das Bändchen einbringen, die teilen wir", hat Dr. Löwe vorhin von dem „gemeinsamen" Unternehmen gesagt, da müßte er jahraus, jahrein einige vierzig derartige Bücher schreiben! Und er legt kleinlaut die Fischgabel hin — die dicke, häßliche Spinne der Geldsorge ist ihm in die Hummermayonnaise gefallen.

Gleichviel! Zehntausend Menschen leben in Berlin ohne mehr Vermögen, als er besitzt, arbeiten und machen es möglich, anständig auszukommen. Warum soll er es nicht auch möglich machen können, so voll Jugendkraft, Talent, Wissen und Begeisterung, wie er sich fühlt. Gewiß, es wird gehen — er weiß nur noch nicht, wie. O, wie anders fühlte er sich, als er diese Ueberlegungen machte, als vor wenigen Tagen im Pfarrhause, da seine Sorgen noch holdere und idealere Züge trugen. Seiner Natur war dies Rechnenmüssen unsäglich peinlich, und er empfand mit leiser Bangigkeit zum erstenmal, daß jugendlicher Enthusiasmus vielleicht die schwächste Waffe im Kampfe mit dem Leben sei. „Ein schönes, unfruchtbares Scheindasein," dies Wort des Pfarrers fiel ihm ein, „habe er bisher geführt." — Wenn er gearbeitet hätte, würde er jetzt nicht zu sorgen brauchen, ob er Alexandrine eine sichere und behagliche Zukunft würde bieten können. Und so behielt schon jetzt die Banalität des Lebens recht gegen ihn. Doch es soll anders werden, denn noch heute wird er beginnen, sein Wissen und Können in Thaten umzusetzen, welche „Geld" bedeuten.

Als die Herren abgespeist haben, nimmt Bernhard Abschied und geht nach den Linden zu seinem Bankier. Herr Samson empfängt ihn zufällig selber — Bernhard ist ja auch einer der guten, stillen Kunden, die ihm ihr Vermögen in Verwaltung gegeben haben, ruhig ihre Zinsen beziehen und nie irgend welche Umstände machen.

„Sie haben vierprozentige Konsols für mich," sagt Bernhard, als er dem Geldmanne im Comptoir gegenübersitzt. „Es liegt mir daran, eine höhere Verzinsung zu haben,

können Sie mir nicht ein sicheres Papier raten, das mir mehr gibt?“

„Sie können fremde Renten nehmen — aber — die absolute Sicherheit ist nicht da, wie bei den Konsols!“

„Glauben Sie, daß das Geld verloren gehen kann?“

„Das nicht gerade. Ihnen liegt sehr daran, mehr Einnahme zu haben?“

„Sehr!“

„Schön, teilen wir das Geld. Nehmen Sie für ein Drittel Italiener, ein Drittel sechsprozentige Goldrente, behalten den Rest in Konsols. So haben Sie im Durchschnitt fünf Prozent, einigermaßen sichere Werte und können nie alles verlieren. Soll ich demgemäß disponieren?“

„Ich bitte darum.“

„Die Stücke behalte ich im Depot?“

„Gewiß, wie bisher!“

Ein Händedruck — dank des Bankiers Rat hat Bernhard fortan dreihundert Thaler jährlich Mehreinnahme. Nun geht er heim, nicht ohne Stolz, er glaubt, sehr verständig gehandelt, dem Leben einen ersten Sieg abgerungen zu haben.

Wie er bei sich eintritt, fühlt er sich nicht recht zu Hause. Zwar schlägt ihm die gewohnte Atmosphäre edler Ruhe, die seine Wohnung atmet, entgegen — aber doch stört ihn etwas, wenn er nur wüßte, was? Er geht in den Zimmern umher, sieht seinen geliebten Dornauszieher an, eine Marmorkopie von berühmter Hand, für die er einst drei Jahre gespart hat, rückt hier ein Buch, dort ein Bronzegefäß — er ist unruhig, tausend einander widerstrebende Strömungen scheinen an seiner Seele zu zerren, wie am Luftballon, der ächzend in das fremde, unsichere Element aufsteigt, ehe er eine feste Fahrtrichtung genommen. Ja, das fremde, unsichere Element mit seinen tausend Strömungen, in das hat er sich heute gestürzt, es ist das Leben.

„So und so viel hast du gekostet!“ sagt er zu dem feintönigen Marmorbilde. „Du bist nicht mehr schön für mich, nur noch ein Wert! Fort mit dir, werde Geld! Du bringst zwar auch so Zinsen, Begeisterung, edle Freude — aber du sollst mir Zinsen in deutscher Reichswährnng bringen. Ich kann auch ohne dich leben!“ Sich von dem Werke trennen sollen, erst ist's ihm ein Schmerz, dann eine Notwendigkeit, zuletzt eine Freude. „Einst sprach ich ihr von dir, wie ich ihr mein Hausen in diesen Räumen schilderte. Ich merkte deut-

lich, daß sie Lust empfand, dies olympische Leben zu teilen. Vielleicht hat sie sich gefreut, dich zu sehen. Jetzt werde ich dich verkaufen und Herr Samson wird uns jährlich fünfhundert Mark mehr an Zinsen schicken!"

Nun kommen auch die anderen Bildwerke daran. Als er am Abend sich zur Ruhe legt, ist seine Wohnung geplündert, aber er kann ein paar Tage später Herrn Samson gegen sechzehntausend Mark bar zur Anlage bringen.

Er schlief nicht diese Nacht. Bald gehen ihm Verse durch den Kopf, welche am besten dies oder das in den bretagnischen Mären ausdrücken würden, Großes, Heldenhaftes, Liebliches in buntem Gewirr. Bald aber sind es Ueberlegungen, wie er in den kommenden Monaten für die Einrichtung ihrer Häuslichkeit noch sparen und erwerben könne.

Eigne Häuslichkeit! Alexandrine darin als Hausfrau! Welch glückseligere Folge von Vorstellungen knüpft sich an dies Wort — selig-ruhelos verbrachte er den Rest der Nacht. Mit dem Morgengrauen stürzte er sich in die Arbeit. Und es war, als hätte er die erquickendste Nachtruhe gehabt — so flog die Feder über das Papier, so flossen ihm die Verse zu, klangvoll und schön, so recht, daß er seine Freude daran hatte, wenn er sie wieder überlas.

Dazu schien die Morgensonne, als er an seinem Schreibtische saß, ihm mit so einem freudigen, dicken Strahl quer über das grüne Tuch, daß sein bronzenes Tintenfaß wie eitel Gold aufblitzte, und durch das Fenster drang die würzige, frische Waldluft vom Tiergarten herüber. — — —

Dieselbe Sonne schien am gleichen Tage nicht über Alten-Kähnsdorf, vielmehr war es da grauer, mürrischer Regentag. Als der Herr erwacht war — es war nach einem „Thee-abend" — hatte Friedrich sofort gemerkt, daß das Barometer drinnen wie draußen zwischen „Veränderlich" und „Stürmisch" stand. Er hatte sich beeilt, dem Rittmeister seine erste Tasse schwarzen Kaffees vors Bett zu stellen und wieder hinauszukommen, aber ganz ohne kriegerische Ereignisse war es doch nicht abgegangen.

„Ist der Briefträger schon dagewesen?" murrte der Herr in einem gewaltigen Gähnen in das halbdunkle Zimmer.

„Noch nicht, Herr Rittmeister!"

„Na, wo bleibt denn der Kerl?"

„Es ist erst halb neun."

„Um 'n Viertel muß er hier sein. Ich werde mich bei der Oberpostdirektion beschweren. Gewiß sitzt das neugierige alte Weib wieder im Chausseegraben und schnüffelt die Postkarten durch."

„Um sieben geht er aus der Stadt, gebraucht eine gute Stunde bis Miechendorf, kann also vor halb neun nicht 'ran sein!" bemerkte der alte Friedrich, den das ärgerte. Denn der alte Niemetz, der Postbote, war sein Freund, ein stiller, ruhiger Mann, der ein Schnäpschen liebte, auch zwei, aber niemand was zuleide that, und obenein außerordentlich pünktlich, wie eine Uhr, seine fünf Meilen täglich ablief.

„Halt Er doch das M—!" brach's aus dem Bette los. „Ich brauche Seine Weisheit nicht!"

Und ein großes Krachen des Bettbodens aus dem Halbdunkeln verriet, daß der Herr jetzt vollkommen erwacht war und sich aufrichtete.

Indem öffnete sich draußen die Hausthür und ein schwerer Stiefel trat auf den Flur. Eine Sekunde blieb's still, dann verriet ein ausdrucksvolles Räuspern, daß da ein Beamter wartete, mit dem Warten aber unzufrieden war. Sofort that sich ebenso ausdrucksvoll des Rittmeisters Thür auf, er selbst erschien in leinenen Beinkleidern, einen Tragriemen in der Hand, die ausgedehnte Brust- und Hüftenpartie von jenem „schöngefalteten schneeigen Gewande" umflossen, das dem Sprichwort nach jedermann näher ist als der Rock; breit gespreizt, ein Koloß von Rhodos, weniger freilich der Höhe nach, als dem Taillenumfange, stand er auf der Schwelle.

„Na, endlich 'ran, Er alter Bummelant?"

„Morrjen, Herr Rittmeister!" sagte jener, legte die Hand militärisch an die Dienstmütze und kramte aus der dickbauchigen Ledertasche eine Zeitung und drei Kreuzbänder. Wo er stand, bildete sich sofort, was der Märker einen „Puhl" nennt, denn er kam aus dem vollen Regen.

„Lange genug geblieben!" murrte der alte Herr. „Wart!" Damit holte er seine große Gilkaflasche und goß dem triefenden Merkur einen Schnaps ein, einen gutgemeinten, reichlichen, so daß auf dem Korridortisch eine kleine, kreisrunde Pfütze entstand. Jener leerte schmunzelnd das Glas, legte wiederum die Hand militärisch an die Mütze und verschwand mit einem zweiten: „Morrjen, Herr Rittmeister!"

Inzwischen hatte der alte Friedrich des Herrn Laden geöffnet; der Rittmeister machte sich wieder an seine Toilette.

Friedrich kam mit dem warmen Rasierwasser, und um des Rittmeisters eingeweißtes Kinn begann ein Schaben, als gälte es, eines wilden Ebers Borstenhaut glatt zu kratzen. Dabei lagen die drei Kreuzbänder still auf dem schrägen Schreibpult und sahen gar nicht aus, als bärgen sie geheime Tücke.

Als der alte Herr sauber und reinlich an seinem Doppelkinn erstrahlte, fuhr er in den türkischen Schlafrock, Friedrich hielt ihm das brennende Schwefelholz hin, und die feinen, starken Düfte des ersten morgendlichen Rauchopfers kräuselten bläulich um des Donnerers Haupt empor.

Dann streifte er die Kreuzbänder ab.

„Was? Drei Exemplare des Kreisblattes?“ entfuhr's erstaunt dem Gehege der Zähne. „Wen sticht denn da der Hafer!?“ Gewohntermaßen aber legte er sie zunächst glatt und faltete sie, säuberlich Ecke auf Ecke aufpassend, mit der Sorgfalt eines alten, unbeschäftigten Soldaten. Alsdann aber schlug er eins der Drittlingsexemplare auf und entdeckte neben dem Titel im Feuilleton:

„Die Friedensstifterin“,

Eine Salon-Novellette.

einen dicken Blaustiftstrich.

„Salon-Novellette? Brr!“ machte der alte Herr. „Wer mutet mir denn so etwas zu? Alberne Kerle, diese modernen Autoren! Das schmiert immer Salon-Novelletten und dergleichen von verliebten Weibern und Süßholzrasplern. Schade, daß ich von dem Handwerk so wenig verstehe; sonst wollte ich mich 'mal hinsetzen und so eine solide „Stall- und Prügelgeschichte“ schreiben, so recht aus dem drallen, prallen Leben, von dem das Federvieh ja natürlich keine blasse Ahnung hat!“

So brummte er, die Cigarre schief und kriegerisch aufstrebend im Mundwinkel, und warf die Salon-Novellette in den Papierkorb.

Allein, wie er das zweite Exemplar aufmachte, war dieselbe „Friedensstifterin“ wieder angestrichen, diesmal mit echt weiblichem Bleistiftgekritzel, das in Wellenlinien sich neben den Spalten auf und ab schlängelte. Mit einem befremdeten Brummen nahm der Rittmeister dies wahr, blinzelte und bekam eine erste Ahnung, daß ihm jetzt das Schicksal den erwarteten

Aerger bescheren würde. Und als er die Cigarre erwartungsvoll fortlegte und in den letzten Drilling blickte, fand er sein Mißtrauen bestätigt — auch aus diesem grinste ihm eine mit roten Strichen angekreuzte „Friedensstifterin“ entgegen.

Da nahm er flugs die drei Blätter unter den Arm und schickte sich an, seine Tochter aufzusuchen.

Diese stand an ihrem Blumenfenster und hantierte mit einer kleinen grünen Gießkanne.

„Bon jour!“ rief er sie an. „Sieh doch 'mal her, was das bedeuten soll, Alexandrine!“ Und er hielt ihr die rote „Friedensstifterin“ hin, dann die blaue, dann die wellenumschlängelte. Alexandrine las die Titel, sah die Striche, und eine böse Ahnung stieg in ihr auf, welche alles Blut aus ihrem Gesichte trieb.

„Frau von Bärklas!“ sagte sie unwillkürlich.

„O, du meinst, die Sache beziehe sich auf uns und den Thümenschen Ball?“ fragte der alte Herr zurück und machte große Augen.

Alexandrine nahm eins der Blätter, setzte sich und las. Der Rittmeister that desgleichen — eine schwüle Stille entstand.

Alexandrine war zuerst fertig. „Wie erbärmlich, o, wie erbärmlich!“ sagte sie mit zuckenden Lippen.

„Ja, wie grundgemein!“ eiferte der alte Herr, las gar nicht erst zu Ende, sondern knüllte die Zeitung in der Faust zusammen und warf den Papierball in die Fensterecke. „Aber wer,“ hier sprang er auf und drang mit feuerrotem Gesicht auf seine Tochter ein, „wer hat zu dem ganzen Skandal Anlaß gegeben? Wer hat die unberufene ‚Friedensstifterin‘ gespielt, wer ist schuld, daß jetzt im ganzen Kreise die alten Weiber zusammenlaufen und über mein Haus und meine Familie ihr infames Geklätsch loslassen? Sie, Mademoiselle — und ich wünschte, der Teufel holte Sie dafür!“

Er hielt nicht mehr an sich. Sein Zorn ging mit ihm durch und seine Zunge auch. Anderthalb Wochen hat er seinen Grimm aufgespart — jetzt brach das alles aus, und die Wände gellten von seinem Toben. Das Fenster stand offen. Bleich und bebend lief Alexandrine, es zu schließen, denn ein paar Bauernweiber blieben bereits am Staket stehen und horchten — man mußte den alten Herrn durch das ganze Dorf schreien hören, seine Stimme überschlug sich einmal über das andre.

„Dieser Schleicher, dieser Hundsfott von Bötzow, o ich wollte, ich hätte den Menschen hier, ich könnte ihm diesen Wisch um die Ohren schlagen. Denn der ist allein an allem schuld! Warum muß der Bettelbube sich in mein Haus einschleichen und dir den Kopf verdrehen. Und du, es ist eine Schamlosigkeit sondergleichen, du mischst dich in Dinge, die dich gar nichts angehen, hörst davon, daß ich dem elenden Kerl durch Siethen seine gebührende Lektion will zu teil werden lassen, damit er seinen Fuß nicht mehr über die Schwelle der reichen Erbin zu setzen wagen soll, und du gehst hin und wirfst dich so weit weg, den Walther zu bitten, sein teures Leben zu schonen, und kümmerst dich in deinem maßlosen Hochmut nicht einmal darum, daß die alten Weiber dich bespionieren und behorchen, und nun setzt sich so ein Schmierifax hin und bringt die Sache in dieses Wurstblatt, daß alle Leute mit Fingern auf mich weisen und auf dich: ‚Das ist die Heldin und das ist der alte Esel von Vater, der sein Kind nicht zu erziehen verstanden hat, sonst könnte sie eine solche Schamlosigkeit nicht begehen‘ — weißt du, wer dieses Gewäsch hat drucken lassen? Niemand anders, als dieser Schleicher, der Bötzow, dein Protégé; und aus keinem andern Grunde, als um dich zu kompromittieren, damit du ihn sollst heiraten müssen und ihm die reiche Erbin ja nicht entgehe, dem Hungerleider, dem — —“

Er war wütend auf das Fräulein eingedrungen, welches mit wachsbleichem Gesichte und großen, starren Augen langsam vor ihm zurückwich, bis sie mit dem Rücken gegen die Thür stand. Sie erwiderte kein Wort, obwohl ihr zu Mute war, als zerbräche diese furchtbare Stunde ihr ganzes Leben und als stürze in ihrem Inneren alles zusammen, was sie an Kindesliebe noch besaß und bisher so sorgsam gepflegt hatte; und als der Vater zuletzt die Beschuldigung gegen Bernhard vorbrachte, krauste sich ihr Mund verächtlich und ein stolzes: „Oh — oh!“ kam ungewollt über ihre Lippen.

„Du willst ihn gar in Schutz nehmen?“ setzte er da von neuem ein, ihr auf Fußweite mit seinen weit aufgerissenen Augen ins Gesicht blickend. „Hüte dich, hüte dich! Ich könnte kurzen Prozeß machen und dich ihm zuschicken. In meinem Hause gilt mein Wille. Wer sich nicht fügt, kann gehen!“

Ihr „Oh, oh!“ hatte seine Erbitterung auf das allerhöchste

gesteigert. So kam dies böse Wort auf seine Zunge, er wußte selbst nicht wie.

„Du weisest mich aus dem Hause?“ rief Alexandrine mit flammenden Wangen. „Gut, ich werde gehen!“

In diesem Augenblicke trat der alte Friedrich ein.

Der alte Mann war schon einige Zeit auf dem Korridor hin und her gegangen, damit keiner sich's etwa einfallen ließe, zu horchen. An des Rittmeisters Stimme erkannte er, daß dieser jetzt auf dem Gipfelpunkte der Erregung angekommen sei, und da er Wort für Wort verstanden hatte, beschloß er einzugreifen, ehe das Aergste geschähe. Er bebte am ganzen Körper, aber er faßte sich ein Herz und ging hinein, die Thür zum Speisezimmer absichtlich laut aufklinkend.

„Gehen, gehen?“ brüllte eben der Herr. „Schön, schön! Warum nicht? Ich halte niemand! Ich bin längst darauf gefaßt, einsam zu sterben. — Aber denken Sie an das Bibelwort, Mademoiselle, vom Fluch der Eltern! Also das ist Ihre Dankbarkeit — —“

„Gnädiger Herr,“ fragte da der alte Friedrich von der Thür her, „soll ich den Kaffee warm stellen lassen?“

„Ob Er was soll?“ warf der Rittmeister sich zu ihm herum. „Pack Er sich auf der Stelle fort, wenn ich Ihm nicht alle Rippen zerbrechen soll! Es hat niemand jetzt hier zu horchen und zu spionieren! Hinaus!“

Der alte Friedrich folgte diesem Befehle nicht.

Wie ein schnaubender Drache fuhr plötzlich der Rittmeister auf ihn los, packte ihn mit beiden Fäusten vorn am Rockkragen und stieß ihn in voller Wut durch die Thür, daß der alte Mann über die Schwelle strauchelte und in das Speisezimmer hineintaumelte.

„Hinaus, sage ich!“ donnerte er. „Hinaus der Horcher. Zum Hause hinaus! Allesamt! Zum Hause hinaus! Gehen, gehen wollt ihr ja — so macht doch, daß ihr fortkommt! Wer nur will, alle fort! Ich brauche niemand! Er ist entlassen, Er verläßt noch heute mein Haus, oder ich peitsche Ihn vom Hofe! Er kommt nachher hinüber und holt sich Seinen Lohn!“

Dabei hatte er den alten Friedrich wieder bei der Brust gefaßt, stieß ihn vor sich her gegen die Korridorthür und schüttelte ihn, daß dem Alten beinahe Hören und Sehen verging. Der aber kniff die Zähne zusammen und sagte kein Wort. Freilich hörte er eben drinnen im Salon die Thür

gehen und war froh, daß das gnädige Fräulein sich zurückzog. „Gott sei Dank!“ stöhnte er im stillen und ließ sich weiter hinauswerfen.

Als der Rittmeister hinter ihm die Thür ins Schloß geschmettert, stürmte er wieder in den Salon — fand ihn aber leer; er wollte die Thür zum anstoßenden Zimmer aufreißen, die Thür war von innen verriegelt, Alexandrine hatte sich eingeschlossen. Mit einem ungeheuren Gelächter prallte er zurück.

„Ha, ha! Man schließt sich ein! Natürlich, ich bin ja ein wütender Stier, wenn ich einmal ein verständiges Wort mit meinem Kinde rede! Da muß man sich fürchten und einschließen!“

Damit ging er, heftig mit den Armen arbeitend, durch den Salon, über den Korridor in sein Zimmer, jede Thür hinter sich mit wilder Kraft ins Schloß werfend.

In seinem Zimmer rannte er auf und ab, lachend, tobend, scheltend. So verging wohl eine gute halbe Stunde. Da klopfte es, eben als er anfing, sich zu beruhigen.

„Herein!“ rief er und wendete sich erwartungsvoll, aber mit blitzenden Augen gegen die Thür. Der alte Friedrich war's.

„Was will Er?“

„Ich habe gepackt, wie befohlen, und komme nun, mir meinen Lohn zu holen, wie befohlen!“

Der Rittmeister sah den Alten prüfend an.

„Heute ist kein Ziehtag! Ersten Oktober kann Er gehen!“

Der alte Esel schien ja wahrhaftig diesmal Ernst zu machen; bockbeinig, steif stand er da, eine verzweifelt rührselige Miene im Gesicht, als sollte es ein wirklicher Abschied werden! Das fehlte noch! „Bin freilich heute weniger sanft mit ihm verfahren, als sonst!“ brummte der Rittmeister in seinen Schnurrbart, ließ sich aber zunächst nichts merken.

„Na, wenn Er durchaus will, meinetwegen auch heute! Werde Ihm Seinen Lohn ausbezahlen!“ Damit erhob er sich, um zum Schreibpult zu treten, wo er Geld aufbewahrte; blieb aber auf halbem Wege stehen und blickte dem Alten kopfschüttelnd ins Gesicht.

„Ja, Herr Rittmeister,“ bemerkte Friedrich auf diesen Blick, „Sie haben ja auch das gnädige Fräulein aus dem Hause gewiesen. Es war diesmal zu viel, gnädiger Herr,

meine alten Knochen halten das nicht mehr aus — auch kann ich das Toben nicht mehr mitansehen. Mich können Sie nach Belieben beschimpfen — das gnädige Fräulein aber ist doch kein Bedienter!"

Der Rittmeister schwieg rein still, zwirbelte den weißen Bart in die Höhe, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb endlich vor dem alten Manne stehen.

„Alter Schafskopf!" sagte er dann besänftigend. „Mach' Er doch auch noch Geschichten! Gleich marsch hinüber und bitte meine Tochter zum Kaffeetisch!"

„Das gnädige Fräulein kommt nicht — sie packt. Es war diesmal zuviel, Herr Rittmeister. Das gnädige Fräulein geht, ich gehe auch."

Darauf macht er kehrt und verläßt das Zimmer.

„I, so geht doch meinetwegen alle zum Teufel!" ruft ihm der Herr nach.

„Und solche Unverschämtheiten lasse ich mir bieten; da sieht man, was für ein gutmütiger Kerl ich bin — ein andrer würde dem alten Lümmel schön heimleuchten!"

Alle seine Gedanken aber waren dabei, daß Alexandra packte.

„Eigentlich sehe ich nicht ein, warum ich obendrein ums Frühstück kommen soll!" brummte er — er brauchte vor sich einen Vorwand, hinüberzugehen. Wie er aber im Salon war, ging er nicht ins Speisezimmer, sondern an Alexandrines Thür.

„Kurios, ich bin der Herr im Hause und soll in meinen eignen vier Pfählen mich durch verschlossene Thüren abhalten lassen, zu gehen, wohin ich will!" Die Thür war noch nicht wieder aufgesperrt. „Hm," dachte er, „gehen wir hinten herum — ich muß ihr doch sagen, daß ich bei dem Pladderaddatsch draußen keine Pferde nach Potsdam für sie habe!"

Es regnete nämlich immer stärker — und der alte Herr brauchte einen zweiten Vorwand, um mit dem Fräulein wieder zu Wort und Antwort zu kommen.

Ihre Thür nach dem Hinterkorridor hatte Alexandrine nicht verriegelt — mit einem Male riß der Rittmeister sie auf. In der That — sie war dabei, Wäsche und Kleider in ihren Koffer zu legen.

„Was soll denn das bedeuten?" fragte der alte Herr.

„Ich bin aus dem Hause gewiesen — ich gehe!"

Sie sah ihn nicht an; ihre Stimme war sehr leise, so etwas wie ein verhaltenes Schluchzen darin, was dem Rittmeister das Herz umstülpte.

„Und wohin, wenn man fragen darf?"

„Zu Tante Frieda nach Berlin."

Tante Frieda war die Frau seines verstorbenen Bruders — seit Jahren war er mit ihr überworfen, sah es aber gern, daß Alexandrine die zerrissenen Beziehungen im geheimen pflegte.

„Und wenn sie dich nicht will, wohin dann? Du kannst doch der alten Schachtel nicht für immer zur Last fallen?"

„Wohin dann?" Alexandrine faßte einen plötzlichen Entschluß. „Nun, ich will Tante Frieda auch nicht für immer zur Last fallen." Ihr Herz hub mit einem Male an, gewaltig stark und bang zugleich zu schlagen. „Ich bin nicht mehr ohne Rückhalt in der Welt, wenn ich hier aus dem Hause gewiesen werde. Der Mann, um dessentwillen ich die Schamlosigkeit begangen, ein freventlich angestiftetes Blutvergießen zu verhindern, diesen Mann betrachte ich seit dem vergangenen Montag als meinen Verlobten — im letzten Falle würde ich bei ihm Zuflucht suchen, das heißt: in seiner und meiner gemeinsamen Häuslichkeit!"

Nun war es heraus und die Heimlichkeit zu Ende; mochte jetzt kommen, was wollte.

Aber es kam nichts. Der alte Herr blieb zunächst ganz stumm stehen, sah sie lange an und wendete sich zuletzt zum Gehen.

„Es ist wenigstens gut, daß ich davon erfahre!"

Diese Worte warf er ihr an der Thür über die Schulter hin zu. Sie erschrak aber vor dem Gesicht, das sie dabei erblickte — es schien ihr ein ganz fremdes Gesicht zu sein. Und sie schaute ihm noch nach, als er das Zimmer bereits verlassen.

Da machte er die Thür noch einmal auf — wieder in seiner gewohnten Manier: „Bei dem Wetter draußen gebe ich keine Pferde her. Der Wagen regnet durch, es könnte mir gerade passen, mir die Sitzbezüge um einer romantischen Schrulle wegen verderben zu lassen! Jedenfalls bleibt man, bis es zu regnen aufhört!" —

Das Wetter änderte sich nicht, und sie blieb. Sie brachte es nicht fertig, in einem fremden Wagen vom Hofe

zu fahren. Auch der alte Friedrich verlangte seinen Lohn und sein Zeugnis nicht. Am Nachmittage aber schickte ihn Alexandrine mit einem Telegramm an Bernhard nach der Telegraphenstation.

Zwölftes Kapitel.

Alles im Hause schlief bereits.

Der alte Friedrich aber war noch dabei, des Herrn sporenbesetzte Halbstiefel zu putzen. Das dicke braune Leder seiner Stirnhaut hatte sich zu schweren Falten zusammengeschoben, die Furchen und Schluchten, welche von seinen Backenknochen in die spärliche Waldung seiner Bartkoteletten herabführten, sahen noch bedeutend grämlicher aus, als sonst, denn den alten Friedrich plagte sein Gewissen.

Gewiß, das Fräulein war seine Herrschaft! Und wenn sie ihn mit einem Telegramm nach der Bahn schickte, mußte er hingehen. Aber wenn nun diese Drahtbotschaft an „von Bötzow, Berlin" ging und lautete: „Bitte, kommen Sie ungesäumt!", so war das eine Heimlichkeit gegen den Rittmeister, und er — der alte Friedrich — ein nichtswürdiger Verräter an seinem Herrn, wenn er letzterem keine Mitteilung machte. Und wieder, setzte er den Herrn in Kenntnis von der Sache, so spielte er den Angeber zwischen Vater und Tochter — eine abscheuliche Rolle, und ein abscheuliches Dilemma für seinen Unterthanenverstand.

Das Talglicht auf dem Holztische vor ihm spiegelte sich bereits in dem glanzvoll gewichsten Leder, welches auf seiner darein steckenden Faust sich geschickt hin und her drehte — aber keiner von den schwarzen, blitzenden Funken fiel als ein Funken der Erleuchtung in sein Hirn — die Sache blieb ihm unklar.

Eigentlich hätte er den ganzen kitzligen Auftrag ablehnen müssen — aber die alten Moralisten haben schön sagen: Quod dubitas, ne feceris*) — ein Diener muß.

Nachher freilich sagt dann der Herr, wenn alles am Tage ist: „Und Er, Er Spitzbube, den ich für goldtreu hielt, Er gibt sich dazu her, sich heimlich mit einem Telegramm

---

*) „Zweifelst du, so laß es bleiben!"

nach Miechendorf zu stehlen und den Menschen in mein Haus zu rufen, der nachts im Park schleicht und der mir meine Tochter abspenstig macht! Pfui! Scher' Er sich zum Teufel!"

Und wenn der Herr so spricht, hat er recht. Es hilft nichts — man muß gehen und die Sache anzeigen. Heute abend ist's schon zu spät, alles schläft im Hause. Aber gleich morgen früh! Denn der aus Berlin wird wohl alsbald mit dem Zehnuhrzuge ankommen. Dann stellt er die Stiefel parat, nimmt sein Talglicht und steigt in sein Zimmer hinauf, aber mit einem sehr sauren Gesichte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gnädiges Fräulein," tritt er am nächsten Morgen vor Alexandrine, „der Herr nimmt das Frühstück heute auf seinem Zimmer." Dann stockt er, will noch etwas sagen und bringt es nicht heraus.

„Und wenn der Herr nun fragen sollte," beginnt er endlich, „was ich gestern in Miechendorf besorgt, werde ich es wohl gestehen müssen!"

Das Fräulein sieht ihn groß an.

„Glauben Sie etwa, Friedrich, daß ich Geheimnisse mit Ihnen haben will?" sagte sie mit hartem Tone, und der alte Mann geht stumm ab.

Alexandrine hat flüchtig die Empfindung, ungerecht heftig gewesen zu sein. „Was thut's," denkt sie aber und stößt diese Empfindung unwillig von sich. „Mag er's sagen — der Stein kommt dadurch ins Rollen!"

Die ganze lange Nacht hat sie kein Auge zugethan. Eine dumpfe Empörung ist in ihrem Blute gewesen, die das Herz beständig in kurzem, starkem Stampfen erhielt, so daß sie keine Ruhe fand — das Gefühl der großen, entscheidenden Entwürdigung gestern, welche als Sühne und Gegengewicht einen harten, feindseligen Entschluß heischt.

„Meine ganze Jugend bin ich ungerecht und nach Laune gescholten und geschlagen, um es wieder gut zu machen, ungerecht und ohne Verdienst gehätschelt und geliebkost worden und habe beides widerstrebend geduldet, indessen sich die Kindesliebe langsam aus dem Herzen stahl!"

Es ist wahr, durch ihres Vaters Schuld und Unstetigkeit hat ihr der wahre Inhalt des Kindeslebens, die in die Gerechtigkeit, Liebe und überlegene Besonnenheit der Eltern wurzelnde Kindesschaft je und je gemangelt. Ein dumpfes

Gefühl dieses Mißverhältnisses ist stets in ihr gewesen, und so hat die Kindesseele auch nie voll das harmlose Glück der Jugend ergreifen können, ist von jung auf stets beschwert, Zug um Zug verschüchtert und trotzig, verletzt und schuldbewußt gewesen, nie froh, frei und klar, ist schließlich verschlossen geworden und hat mit dem Vertrauen die Liebe verloren. Und zwar ohne eigne Schuld, denn da griffen Ursachen und Wirkungen um lange Jahre in die Zeit kindlichen Unverstandes, kindlicher Unverantwortlichkeit zurück.

So war sie um ihre Jugend betrogen worden — nun trat jetzt eine Macht an sie heran, welche die ganze Rechnung bis auf diesen Tag abschließen und sie einen zweiten Anfang machen lassen wollte — die Liebe.

Hat sie nun ein Recht, die Unseligkeit der Vergangenheit aus diesem neuen Lebensabschnitt fernzuhalten, oder muß sie auch fernerhin dulden, daß des alten Mannes Eigenart selbst hier verwirrend einwirke und ihr Glück zerzause? Das Gebot freilich heischt Selbstopferung — der natürliche Mensch hingegen glaubt ein angeborenes Recht auf das Glück zu haben und ein angeborenes Recht ferner, sich s e i n e r Eigenart gemäß frei fortzuentwickeln, aus sich das Beste und Höchste zu machen, was die in ihn gelegten Eigenschaften versprechen und zu fordern scheinen.

„Jetzt, da es sich um mein Lebensglück handelt, soll wiederum nach Laune und Augenblickseingebung über mich bestimmt werden! Da nichts in diesem Hause sich vernünftig und natürlich entwickeln kann, soll auch jetzt alles sprunghaft, verkehrt, in Sturm und Toben geschehen! O, diese Zeit — die Rosenzeit meines Lebens, die nie wiederkehren wird — welch seliger Lebensabschnitt ist es für jedes andre Mädchen, wenn Glück und Liebe sich die Hand reichen wollen, wenn frohe Wünsche sich erfüllen sollen — mir bringt sie nur einen schweren Konflikt, mir muß sie vergiftet und verdorben werden!“

Sie sieht diesen Konflikt klar vor sich: Bleibt sie im Hause, so muß sie auf das schöne, ideale Sichausleben an Bernhards Seite, das sie träumt, verzichten; selbst wenn es gelingt, den Vater umzustimmen, wird er ihnen doch mit Sticheleien, Kritteleien und grobem Sicheinmischen ihr Glück zersetzen und verleiden.

Folgt sie aber ihren goldnen Träumen, so ist das der Bruch mit dem Vater — —

Dieser Bruch ist innerlich lange vorbereitet. Er selbst

hat sie gestern aus dem Hause gewiesen. Und wie heißt es in der Schrift? ‚Darum wird sie Vater und Mutter verlassen — — —‘

Und so starrte sie mit hartem Antlitz dem alten Manne nach und harrte entschlossen des Kommenden.

— —

Als Friedrich drüben den Kaffee aufträgt, sitzt der alte Herr auf seinem Ledersofa, brummt aber weder, noch monologisiert er, sondern hat ein seltsam steinernes Gesicht.

„Ich hätte vielleicht lieber im Garten decken sollen, gnädiger Herr,“ bemerkt der alte Friedrich, „es ist heute so schönes Wetter draußen.“

Zu jeder andern Zeit hätte es jetzt geheißen: „Ich huste auf euer schönes Wetter!“ — heute ist es bloß eine unwillige Handbewegung, mit der der Rittmeister antwortet.

„Und man sieht draußen auch jeden, der etwa kommt!“ fährt der alte Diener unbeirrt fort. Dies stille Wesen behagt ihm gar nicht. Es ist ordentlich ängstlich. Wenn man den Herrn nur zu einem Ausbruch bringen könnte!

„Wie ich gestern in Miechendorf war —“ hebt Friedrich von neuem an.

„Miechendorf?“ Der Rittmeister sieht auf. „Was hatte Er in Miechendorf zu thun?“

„Ich brachte eine Depesche für das gnädige Fräulein auf die Station.“

„Aha, das war's, was er anbringen wollte!“ denkt der Rittmeister und wirft einen Blick um sich, wie suchend. Der Blick fällt auf die Fliegenklatsche. Diese nimmt er langsam und nachdenklich von der Wand.

„An wen?“

„An Herrn von Bötzow, gnädiger Herr!“

Klatsch! Wenn eben eine Fliege hinter Friedrichs rechtem Ohr gesessen, so war sie jetzt gewiß tot.

„Das ist für die Angeberei!“ bemerkt der Rittmeister mit einem ganz eigen kalten, bösen Blick. „Wenn meine Tochter Depeschen schickt, so geht Ihn das nichts an, und Er braucht nicht lange darüber herumzuklatschen. Klatscht Er, klatsche ich auch! Hinaus!“

Friedrich geht.

„Also telegraphiert hat sie ihm. Und — draußen kann man so schön sehen, wenn etwa jemand kommt — meint der Alte. Demnach erwartet sie den Menschen heute!“

Er drückt auf die Glocke.

„Da liegen ein paar Cigarren für Ihn!“ sagt er, als Friedrich erscheint.

Dieser zögert, sie zu nehmen.

„Er nimmt die Cigarren!“ brummt der alte Herr. „Meinetwegen werf' Er sie draußen zum Fenster hinaus. Ich soll mich wohl gar in Seiner Schuld fühlen, weil Er den Klaps gekriegt. Mach' Er ein andermal lieber den Mund auf, wie sich's gehört, und melde: ‚Herr Rittmeister, dies und das ist geschehen!‘ statt sich Seine Weisheit brockenweis heraushaspeln zu lassen. Ich habe nicht immer Lust, lange Zwiegespräche mit Ihm abzuhalten!“

Friedrich nimmt die Cigarren — es ist das halbe Dutzend feiner alter aus einer der guten Kisten, welches der Herr sich für den eignen Gebrauch heute, wie alle Tage, zurechtgelegt. Darin, nicht in der Zahl oder Güte, liegt das Versöhnende des Geschenkes.

„Gott sei Dank,“ denkt dabei der alte Diener, „daß er wieder zu schimpfen und zu toben anfängt, wie sich's gehört. Dies stumme Herumsitzen samt dem grimmigen, starren Gesicht, das war nicht zum Aushalten und verhieß auch nichts Gutes. Nun ist er doch wieder in Ordnung!“

„Laß den Cäsar satteln!“ befiehlt der Rittmeister dann. „Und sage drüben, daß ich zu Tische nicht hier bin — ich speise zu Potsdam in ‚Stadt Königsberg‘!“

Das ist eine Kriegslist. Er will allerdings ausreiten, aber nur, um den Bötzow abzufangen, damit der ihm gar nicht erst über die Schwelle komme. In seinem Hause wäre jener sein Gast — die paar Worte aber, welche sie miteinander zu sprechen haben, können auch unterwegs abgemacht werden, wo es sich freier redet.

In einer Viertelstunde ist der alte Herr angekleidet und steigt draußen auf. Cäsar hat Stallmut und benimmt sich ungebärdig. Zweimal, wie der Rittmeister das rechte Bein in kühnem Schwunge hinüberwerfen will, tritt der Braune rasch von dem Stallschemel weg, auf dem der alte Herr steht, und dieser muß balancieren, um nicht zu fallen. Verwünscht, daß er so schwer geworden — nun steht er auf des Schemels Rand und spielt mit seinem Schwanken eine lächerliche Figur — seine Unterlippe schiebt sich samt dem Kinn grimmig vor, er gerät von vornherein in eine angenehme Stimmung für diesen Ausritt.

Da — jetzt sitzt er oben — nun ist er auch sofort des Rosses Herr — den Schlag mit der Schnalle fühlt Cäsar und steigt, den Hals gekrümmt, mit den Vorderhufen schlagend, daß der Knecht rasch beiseite springt. Aber der Rittmeister hat ihn auch schon in Ordnung, gleich darauf geht das Pferd ruhig und stolz durch das Hofthor — es hat seinen Herrn erkannt.

Wie der Rittmeister so durch das Dorf sprengt, fühlt er sich ganz anders als daheim, freier, stolzer, ritterlicher, und wie stark er auch ist, er macht mit dem kühnen Auge, dem kecken, dicken, schneeweißen Schnurrbart und der Herrenmiene eine recht gute Figur zu Pferde. Die Leute ziehen unwillkürlich respektvoll ihre Mütze und gucken ihm nach.

„Dumme Kerle," brummte der alte Herr, „sind nicht gewohnt, einen Mann zu Pferde zu sehen! Und jetzt soll die ‚Durchlaucht in Inkognito' 'mal kommen! Ich werde es ihm schon geben! Ganz ohne Grobheit, aber frank und ehrlich, daß er weiß, woran er ist! ‚Monsieur,' werde ich ihm sagen, ‚ich sehe, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht haben. Da bin ich Ihnen entgegengeritten, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht zu Hause bin, damit Sie sich nicht vergeblich bemühen!'"

Eben ritt er aus den Neu-Langerwischer „Bauernkuscheln" in den königlichen Forst ein — da sah er von weitem einen Stuhlwagen durch den Mahlsand des Weges daherkommen; und auf dem Wagen erkannte sein scharfes Auge schon in der Ferne Bernhard.

Sofort gab er Cäsar die Sporen.

Auch Bernhard sah ihn von weitem kommen. Des alten Herrn ganzes Gesicht redete. Die Augen sprühten grimmig und unternehmend, die feisten Wangen glänzten rot vor Eifer, seine Mundwinkel samt den Bartspitzen strebten höhnisch aufwärts — Bernhard wußte sofort, woran er war. Jener wollte ihn offenbar unterwegs abfangen — welch sonderbarer Einfall!

Und wirklich — wie der Rittmeister neben dem Wagen war, parierte er kurz, während Bernhard hielt, riß seine alte Kürassiermütze herunter und sagte mit einer artigen Verneigung sein feines, sackgrobes Sprüchlein, wie er's sich ausgedacht.

„Bitte, ich wollte auch gar nicht zu Ihnen, Herr Rittmeister!" gab Bernhard mit der gleichen spöttischen Höflichkeit zurück und knallte mit der Peitsche. „Bin Ihnen aber

unendlich verbunden für die Mühe, welche Sie sich gemacht. Auf Wiedersehen, Herr Rittmeister, auf Wiedersehen! Hüoh!"

Und seine Braunen zogen an.

Der alte Herr blieb zurück und setzte seine Mütze wieder auf. „Ich bin ein rechter Narr," dachte er, „das hätte ich mir auch ersparen können!" Aber mit zwei Sätzen war er wieder neben dem Wagen.

„O, das thut mir eigentlich leid," begann er. „Also werden wir für die nächste Zeit nicht das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen! Nun, denn ein andermal, später. Adieu, adieu!"

Damit wollte er an den Pferden des andern vorbeisprengen.

„Bitte, Herr Rittmeister, auf ein Wort!" rief ihm jetzt Bötzow nach und trieb seine Braunen an.

„Nun, was beliebt?" fragte der alte Herr zurück, halb über die Achsel, indem er Cäsar zügelte.

Bernhard wartete, bis er Seite an Seite mit dem Rittmeister fuhr. Dann wendete er sich auf dem Bocke zu diesem um und sagte, ihn fest ins Auge fassend, in bestimmtem, halblautem Tone und in französischer Sprache: „Ich bin auf Ihren Scherz eingegangen, mein verehrter Herr Rittmeister, mit einigem Befremden, aber herzlich gern, denn es ist mir ein Vergnügen, der launigen Stimmung eines älteren Herrn, dessen vorzügliche Eigenschaften ich hochschätze, Rechnung zu tragen. Nun aber müssen Sie mir erlauben, zum Ernst zurückzukehren, da mich eine sehr ernsthafte Angelegenheit heute zu Ihnen führen wird."

„Eine ernsthafte Angelegenheit?" machte der alte Herr mit gut geheucheltem Erstaunen. „I, was könnte denn das sein? Wissen Sie, ich bin heute den ganzen Tag nicht zu Hause — hier haben Sie mich — also nur gleich jetzt heraus damit!"

„Pardon," sagte Bernhard sehr reserviert, aber sehr höflich, „Sie wissen vielleicht doch wohl, um was es sich handelt, und daß sich dies nicht gut hier vom Pferde auf den Wagen abmachen läßt. Sind Sie heute nicht zu Hause, so werde ich mir morgen erlauben!"

„Morgen — ist große Jagd bei mir auf Siebchen!"

Bernhards Brauen zuckten, aber er bezwang sich.

„Vielleicht übermorgen," gab er im Tone ausgesuchter Höflichkeit zurück, „oder sonst an einem Tage und zu einer Stunde,

die Sie mir gütigst nach freier Wahl schenken und vollkommen nach Ihrer Bequemlichkeit bestimmen wollen!“

Der alte Herr war verblüfft: „Was muß der für Fischblut haben! Aber er versteht mich ganz gut, warum glupt er mich sonst so starr an?“ Doch beginnt dieser feste, entschiedene Blick Bernhards ihn zu genieren und zu ärgern. „Mein lieber Herr!“ sagt er ziemlich grob, „Sie wollen mich nicht verstehen. Und ich bin Ihnen doch recht weit entgegengekommen, so daß Sie mich wohl verstehen könnten!“

„In der That,“ erwidert Bernhard unverändert verbindlich. „Ich ziehe vor, Sie nicht zu verstehen, da ich die bestimmte Absicht habe, unsre Unterhaltung zu Ende zu führen, und zwar ohne sie unter das Niveau sinken zu lassen, auf welchem Männer, die sich selbst respektieren, miteinander zu verkehren pflegen. Ich habe bei dieser Unterredung ausschließlich die gedeihliche Entwickelung meiner Beziehungen zu Ihnen und Ihrem Hause im Auge; meine persönliche Empfindlichkeit bin ich entschlossen, völlig hintanzusetzen! Und ich halte es für besser, daß Sie mir Gelegenheit geben, Herr Rittmeister, das, was mich zu Ihnen führt, mit Ihnen zu besprechen, da ich um alles in der Welt vermeiden möchte, daß diese Beziehungen sich etwa auf einer andern, als der freien, ehrlichen, breiten Bahn des Herkömmlichen und gern Gewährten entwickeln!“

Der alte Herr wollte ihn ungeduldig unterbrechen.

„Erlauben Sie nur das eine noch, Sie herzlich zu bitten, auch Ihrerseits die persönliche Empfindung etwaiger Antipathie beiseite zu setzen und, wie ich, nur an das Glück einer Dritten zu denken, das Ihnen, wie mir, am Herzen liegt. Bitte, Herr Rittmeister, prüfen Sie noch einmal — ohne Voreingenommenheit — und gewähren Sie mir dann die heute versagte Unterredung!“

Er war warm und herzlich geworden, sein blühendes Gesicht leuchtete in dem Rahmen des schwarzen Bartes, seine weißen Zähne blitzten beim Sprechen und seine Augen blickten eigen ernst und freundlich.

„So ein Püppchen, so ein niedliches, klug schnackendes Bürschchen,“ dachte der alte Herr, der ihm aufmerksam musternd ins Gesicht gestarrt. „Und das will mir meine Alexandra stehlen — ist auf dem besten Wege dazu — droht versteckt mit ‚andern, als ehrlichen, breiten Bahnen des gern Gewährten‘ — redet mir ins Gewissen — — —“

„Zum Teufel, Herr!“ brach er los. „Fahren Sie doch zum Teufel auf Ihren ehrlichen, breiten Bahnen, oder meinetwegen, wenn Sie lieber wollen, schmalspurig! Meine Antwort, wenn Sie jetzt genug gepriestert haben, meine Antwort —“ Weiter kam er nicht.

„Bitte, nicht weiter!“ rief Bernhard, im Wagen stehend, mit klingender, starker Stimme. „Ihre Antwort verstehe und beklage ich; möchte aber nicht, daß sich Ihrer Tochter Vater hier vor dem Knechte“ — er wies auf den Kutscher — „entwürdige. Da liegt Neuen-Kähnsdorf vor uns. Wir wollen nicht in einem Spektakelduett in das Dorf einfahren! Ich wenigstens habe keine Lust dazu. Halt!“ Damit riß er zornig die Leine an sich und die Braunen standen.

Mit einem lauten Gelächter, die Hand höhnisch gegen ihn schwenkend, ritt der alte Herr davon.

„Adieu, Herr von Bötzow, adieu! Auf Nimmerwiedersehen! Vergessen Sie nicht, Sie finden mich nie zu Hause!“ schrie er noch zurück, dann war er schon neben der Schmiede am Eingang des Dorfes; und Bernhard setzte langsam seine Pferde wieder in Bewegung, um ihm nachzufolgen; aber er saß sehr ernst auf seinem Wagenkissen und blickte mit einem unruhigen, tiefbekümmerten Gesichte vor sich hin. Er ahnte, welch harte Dinge Alexandrine in der Zwischenzeit erlebt haben mochte.

Als er in Neuen-Kähnsdorf vor dem Pfarrhause hielt, trat ihm der Freund mit einem Gesichte entgegen, welches ein Spiegel des seinigen schien. „Ich habe dich erwartet,“ sagte er, „denn es ist ein Brief für dich angekommen — du wirst erraten, woher!“

Die Hausfrau verschwand alsbald wieder in die Küche, Bernhard saß im Armstuhl am Fenster der Studierstube und las, während der Pfarrer in einem großen Quartheft Orgelchoräle weiter blätterte.

„Lieber Freund!“ hieß es in dem Briefe. „Um Unerträgliches zu enden, bat ich Sie, zu kommen. Der günstige Zeitpunkt, mit Papa zu sprechen, ist nicht da — es muß dennoch geschehen. Allein, ehe Sie diesen Schritt thun, muß ich Ihnen die Freiheit des Handelns noch einmal zurückgeben. Ich bin nicht dieselbe Alexandrine, welche Sie zu kennen glauben — Sie nannten mich ein stolzes, starkes Mädchen, Sie erwarten von mir Ihr Lebensglück, und ich bin doch nur ein zu Boden getretenes, halb verzweifelndes, glückloses

Wesen, das noch dazu im Begriffe ist, sich heimlich zu empören, ja an Ihre Beihilfe dazu denkt."

Nun trug sie ihm den Konflikt vor, der sie drückte, legte in seine Hände die Lösung desselben; es war etwas wunderbar Vertrauendes und Demütiges in ihren Worten, das in ihrem Wesen bis dahin nicht gelegen.

„Glauben Sie nun, daß ich die kindliche Pflicht über alles andre setzen muß, so lassen Sie mich frei, und erwarten wir beide die Zukunft. Glauben Sie aber, daß ich mich um meines Glückes und um meines bessern Selbst willen gegen den väterlichen Willen auflehnen darf, so suchen Sie mich heute abend in unserm Garten zu finden. Der helle Weg der ehrlichen Seelen ist uns dann auf eine kurze Zeit verschlossen — wir müssen uns herbeilassen, mein Freund, uns im Dunkeln zu begegnen. Aber wir wollen Rat finden, wie wir es zu machen haben, daß das nur dieses einzige Mal zu geschehen brauche, und wie wir mit einem Schlage, sei er so gewaltsam er wolle, uns eine klare und offne Lage schaffen.

„Nun überlegen Sie noch dieses eine: Werden Sie mir je aus dem gegenwärtigen Schritte einen Vorwurf machen, so wird uns das für immer trennen — ich würde dann vielleicht glauben, das Leben von mir werfen zu müssen!"

Es war ein langer Brief, seltsam starr und erzwungen kalt — Bernhard war geradezu erschüttert, als er ihn beendet und die Blätter langsam zusammenlegte. Was mußte sie leiden, wenn ihre stolze, entschiedene, leidenschaftliche Seele solche Worte der Zerschlagenheit und Gemütsangst fand! Sein Entschluß stand fest — erkannte er sich auch nur das Geringste an Recht und Pflicht gegen dieses Wesen zu, so mußte er sie ohne jedes Zaudern sofort aus jenem Hause nehmen! Was Recht und Pflicht und Konflikt und Ueberlegung! Die Liebe riß seiner Entschließung Steuer heftig und blind an sich. Es begehrte wild auf in ihm, daß er sie noch Stunden und Tage in der Hölle drüben wissen sollte, brutalen Roheiten ausgesetzt diejenige, vor der er auf den Knieen lag, die ihm das Zarteste, Höchste, Unantastbarste auf Erden war.

Wie er so noch in stürmischen Gedanken saß, ging draußen die Schelle an der Hausthür. Ein Tritt scharrte auf dem sandbestreuten Fliesenflur — da, des alten Friedrich Stimme, die an Jette ausrichtete: „Für Herrn von Bötzow! Und

eine Empfehlung des Herrn Rittmeisters an Herrn und Frau Pastor!“

Dann erklirrte die Schelle von neuem, die Hausthür schlug zu und Jette steckte ihren Kopf durch des Studierzimmers Thür. Sie hatte feuerherdsrote Backen und reichte einen Brief herein, den sie größerer Sauberkeit wegen mit einem rahmigen Schürzenzipfel gefaßt hielt und hinstreckte.

Bernhard öffnete den Brief — er war vom Rittmeister und lautete:

„Mein verehrter Herr von Bötzow!

„Um Sie vor etwaigem Schaden zu bewahren, erlaube ich mir, Ihnen zu schreiben und hoffe, Sie werden meine gute Absicht nicht mißverstehen. So mache ich Sie auf den Umstand aufmerksam, daß in meinem Garten nachts jetzt immer die Hunde losgelassen werden. Ich erfuhr, daß Sie einst eines Abends spät einen kleinen Spaziergang durch meinen Park gemacht — selbstredend habe ich nichts dagegen zu erinnern, fühle mich im Gegenteil dadurch beehrt; indessen wollte ich Ihnen doch für Wiederholungsfälle die obige, leider notwendig gewordene Maßnahme mitgeteilt haben; es thäte mir bitter leid, erlitten Sie in meinem Garten Schaden.

„Mit den besten Empfehlungen an Ihre freundlichen Wirte
Ihr ergebenster
v. Mörner.“

Ende des ersten Bandes.

eine Empfehlung des Herrn Rittmeisters an Herrn und Frau Pastor!"

Dann erklirrte die Schelle von neuem, die Hausthür schlug zu und Jette steckte ihren Kopf durch des Studierzimmers Thür. Sie hatte feuerherdsrote Backen und reichte einen Brief herein, den sie größerer Sauberkeit wegen mit einem rahmigen Schürzenzipfel gefaßt hielt und hinstreckte.

Bernhard öffnete den Brief — er war vom Rittmeister und lautete:

„Mein verehrter Herr von Bötzow!

„Um Sie vor etwaigem Schaden zu bewahren, erlaube ich mir, Ihnen zu schreiben und hoffe, Sie werden meine gute Absicht nicht mißverstehen. So mache ich Sie auf den Umstand aufmerksam, daß in meinem Garten nachts jetzt immer die Hunde losgelassen werden. Ich erfuhr, daß Sie einst eines Abends spät einen kleinen Spaziergang durch meinen Park gemacht — selbstredend habe ich nichts dagegen zu erinnern, fühle mich im Gegenteil dadurch beehrt; indessen wollte ich Ihnen doch für Wiederholungsfälle die obige, leider notwendig gewordene Maßnahme mitgeteilt haben; es thäte mir bitter leid, erlitten Sie in meinem Garten Schaden.

„Mit den besten Empfehlungen an Ihre freundlichen Wirte Ihr ergebenster

v. Mörner."

Ende des ersten Bandes.